



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

historisch und systematisch dargestellt

Dehio, Georg

Stuttgart, 1892

1. Gruppierung der Baumassen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](#)

Fünfzehntes Kapitel.

Der Aussenbau.

1. Gruppierung der Baumassen.

Der Moment, in dem der romanische Stil als ein eigener, von einem neuen Geiste ergriffener aus dem christlich-antiken hervortritt, macht sich in nichts so fühlbar, wie in dem veränderten Verhalten des Aussenbaus, in der machtvoll sich erhebenden Freude an der schönen und gewichtigen Behandlung gerade dieser Seite der Gesamterscheinung. Mit einseitigem Nachdruck Aussenbau war der griechische Tempel, mit ebenso einseitigem Nachdruck Innenbau die frühchristliche Basilika gewesen: die romanische Kunst erstrebte Gleichgewicht beider Seiten des Bauwerks. Und man muss ihr zugestehen, dass sie dies vollkommener erreicht hat, als nach ihr sowohl die Gotik — in der das allein vom Innenbau geforderte Strebewerk die äussere Erscheinung überwuchert, als auch die Renaissance — deren Gestaltungsvermögen im Kirchenbau über die Fassade selten hinauskommt.

Von vornherein ist der Unterschied der Umgebung von Bedeutung: in der frühchristlichen Epoche der massgebende Sitz des Bauwesens volkreiche Städte, in deren Häusermassen die allmählich hinzukommenden Kirchen sich einzuschieben haben; in der romanischen Kunst nördlich der Alpen anfangs Städte kaum vorhanden, die einsam liegenden Klosterkirchen die tonangebenden. Das Entscheidende aber ist doch der innere Umschwung, der frohere Sinn, das jugendlichere Lebensgefühl der nunmehr die Führung habenden Völker. Eine Epoche, in der das »orbis ruit« das vorwaltende Gefühl gewesen war, hatte ihren Bauwerken monumentalen Geist nicht einflössen können. Erst Karl der Grosse, indem er die Volkskraft der

Germanen zu positiver Thätigkeit aufrief, indem er in der Kirche ein niegekanntes Vertrauen in die Dauerhaftigkeit des Diesseits begründete, gab der Baukunst diesen Geist, den Geist der Monumentalität, zurück. Unter seinem Zeichen wurde der neue Stil geboren, dessen die Welt bedurfte.

Die neue Behandlung des Aussenbaues macht sich zunächst mit dem Detail erst wenig zu schaffen: ihr erstes Ziel, und während der ganzen Dauer des romanischen Stils ihr wichtigstes, ist die Ausgestaltung des Baukörpers zur rhythmisch bewegten Gruppe. Wir erkennen darin jenes gleichsam im Lebenszentrum des romanischen Stils gelegene Prinzip wieder, das wir so oft schon und in den verschiedenartigsten Aeusserungen beobachtet haben, an erster Stelle in der frühromanischen Umbildung des überlieferten Grundrisses. Gaben hierzu auch Kultusgebräuche oder andere praktische im Bereiche der inneren Raumgestaltung liegende Rücksichten den ersten Anstoss, so traten doch — da man mit Fug aus der erreichten Wirkung auf die Absicht schliessen darf — rein künstlerische Gesichtspunkte alsbald hinzu. Mit den mannigfachen neuen reicherem Chormotiven, der häufigen Verwendung des Querschiffes (welches, wie man sich erinnere, in der frühchristlichen Epoche eine seltene Ausnahme gewesen war), vollends der Erweiterung zur doppelchorigen und doppeltranseptialen Anlage — mit allem dem war das einfache Bildungsgesetz der alten Basilika bereits überstiegen und stellte sich eine energischere Gliederung des Aussenbaus ganz von selber ein. Wir haben an die durchschlagende Wichtigkeit dieses Verhältnisses hier indes nur erinnern wollen; auf die einzelnen Motive, nachdem sie in den früheren Kapiteln ausführlich erörtert worden, zurückzukommen, kann füglich entbehrt werden. Und so wenden wir uns sogleich zu dem, was dem Aussenbau als solchem und ihm allein angehört und worin der romanische Stil seine eigenartigsten Gedanken ausspricht.

Der einfache Longitudinalbau der altchristlichen Basilika hatte in den langgestreckten, ungebrochenen Horizontallinien des Dachwerks seinen naturgemäßen Abschluss nach oben empfangen; die lebhafte Bewegung aber, die nun vom Grundriss aufsteigend in die Baumassen gekommen ist, drängt über sie hinaus, strebt sie zu überwachsen. Und dieser Ueberschuss der Kräfte erzeugt eine neue, zweite Ordnung von Baugliedern, in der erst das Ganze seinen organischen Schluss findet: die Türme und Kuppeln. Dieselben sind von der inneren

Raumgestaltung nicht gefordert, sie gehen in Zahl und Mass über ihren Gebrauchs Zweck (als Glockenträger) weit hinaus; dennoch empfinden wir sie nicht als etwas Willkürliches, sondern als den bestimmtesten und darum unentbehrlichen Ausdruck des das ganze Gebäude durchdringenden Höhestrebens, als die verständlichste sinnbildliche Auflösung der gegenseitigen Spannung der Kräfte. In der zeitlichen Entwicklung des Stiles wachsen dann auch die Dimensionen der Türme in demselben Masse, wie die dieses Streben anzeigen den Symbole erster Ordnung, als: Wandpfeiler, Halbsäulen, Gewölbedienste, Arkaturen u. s. w., zahlreicher und dem Auge auffallender werden. Ihre folgerichtigste Lösung würde die also gefasste Aufgabe in einem über der Kreuzung der Schiffe sich erhebenden Zentralthurm finden, und in der That werden wir einem solchen sehr häufig begegnen. Das für die Absichten des romanischen Stils bezeichnendste ist aber doch nicht dieses, sondern die Anordnung einer über die verschiedenen Teile des Gebäudes zerstreuten Mehrheit von Türmen. Wieder ist es das Prinzip der gruppierenden Symmetrie, dem Genüge gethan werden soll und nunmehr nach der vertikalen Entwicklung. Durch die Türme wird der wagerechten Gliederung, zumal den starken Ausladungen des Querschiffs als Gleichgewicht eine lotrechte Gliederung gegenübergestellt, wird der bisher accentlose Verlauf des Gebäudes kräftig rhythmisiert, wird — da über Anzahl und Stellung der Türme dem Künstler freie Wahl zusteht — ein ganz neues Mittel individualisierender Charakteristik gewonnen.

Die Kuppel wie der Turm sind nun zwar nicht erst vom romanischen Stil erfunden; beide waren im Formenvorrat der altchristlichen Baukunst schon vorhanden. Allein ihre Anwendung lag hier ausserhalb der Basilikenarchitektur. Die Kuppel fungierte als oberes Schlussglied der Zentralbauten; der Turm, wo er einer Kirche als Begleiter gegeben wurde, war ein von dieser immer durch einen grösseren oder kleineren Abstand getrenntes selbständiges Nebengebäude. Der neue Gedanke des romanischen Stils ist die organische Vereinigung von Turm und Kuppel mit dem Körper der Basilika, womit eine freie Vermittelung, wie man es wohl ausdrücken darf, zwischen Longitudinal- und Zentralbau und also die folgerichtige Weiterführung einer schon im romanischen Grundriss wahrgenommenen Tendenz vollzogen wird.

Die Kuppel behält auch nach der Aufnahme in den Longitudinalbau ihre zentralisierende Funktion: sie ruht auf den Vierungs-

bögen über der Kreuzung des Lang- und Querhauses, als vertikales Schlussglied der von Westen nach Osten fortschreitenden allgemeinen Steigerung der Formen. Ursprünglich soll die Vierungskuppel mittelst ihres von Fenstern durchbrochenen Tambours dem Innern konzentriertes Licht zuführen; um der grösseren Sicherheit willen wird jedoch häufig eine gewölbte Zwischendecke eingezogen, so dass sie allein für den Aussenbau Wert behält, und erst die konstruktiv kühnere Spätzeit kehrt zur ursprünglichen Anlage zurück. Oberhalb des Kirchendaches ist der Kuppelbau achteckig, oft auch viereckig, nimmt überhaupt leicht turmähnliche, mehrgeschossige Gestalt an, so dass dann passend der Name Zentralturm einsetzt. Gemäss der in der Gesamterscheinung des Gebäudes ihr zugeteilten Rolle darf die romanische Kuppel nicht wie die byzantinische in der Mehrzahl, sondern nur einmal vorhanden sein, — es läge denn der Fall eines doppelten Querschiffes vor.

Die Türme im engeren Sinne des Wortes sind ihrem Wesen nach selbständige Zentralbauten von überwiegender Höhenentwicklung bei verhältnismässig kleiner Grundfläche. Für den romanischen Stil charakteristisch ist aber, wie bemerkt, ihre Verbindung mit dem Rumpf der Kirche und zwar treten sie ursprünglich paarweise auf: entweder zwei an der Stirnseite des Langhauses, oder je einer an den zwei Stirnseiten des Querhauses, oder zwei zur Seite des Chores, oder endlich mehrere dieser Fälle kombinierend. Verhältnismässig frühe schon werden Türme und Kuppeln vergesellschaftet. Die jüngste Erscheinung erst ist der Einzelturm an der Westfassade.

Anfänge der Vierungskuppeln. (Vgl. Quicherat, Fragment d'un cours d'archéologie, p. 419 f., und Restitution de Saint-Martin de Tours, p. 43 f.) — Man wird hier zuerst auf die Denkmalskirchen des Heiligen Landes hinblicken, als in denen am frühesten basilikale und zentrale Anlagen in Verbindung traten. Dass von diesen die in Rede stehende Entwicklung der abendländischen Baukunst ausgegangen sei, ist indes nicht nachzuweisen, vielmehr weist der Zustand, den wir am Beginn der romanischen Epoche vorfinden, auf Ursprung am räumlich entgegengesetzten, am westlich-gallischen Ende der Christenheit. Die Vermutung heftet sich an die berühmte Martinsbasilika in TOURS, erbaut a. 470, von deren ungewöhnlicher, allerdings mit den palästinensischen Denkmalskirchen prinzipiell verwandter Anlage oben S. 267 die Rede war. Sulpicius Severus beginnt sein Verzeichnis der (eine zusammenhängende Reihe bildenden) Inschriftverse im Innern der Basilika mit der Rubrik *Item primus in turre a parte orientis,*

wendet sich dann zu der linken Seite des Schiffs, hierauf zu dessen rechter Seite und schliesst mit der Eingangswand. Der Zusammenhang lehrt, dass der *in turre* bezeichnete Raum innerhalb der Kirche am Ostende lag, so dass es seine Inschriften waren, die dem Eintretenden zuerst in die Augen fielen; zugleich aber musste er, um den Namen *turris* zu verdienen, nach aussen über das Schiff emporsteigen, also — nach Quicherats uns höchst plausibel erscheinender Folgerung — einen Kuppelbau über dem Sanktuarium bilden. So abnorm eine solche Anlage in einer Basilika erscheint, wird sie durch die Besonderheiten des Grundrisses der Martinskirche leicht verständlich. Die Gestaltung des Kuppelbaues im Einzelnen bleibt ungewiss. Quicherats Restauration (s. unsere Textfigur, S. 267) hat in dieser Hinsicht bloss den Werth einer ungefährnen Vermutung. Mag nun der Tambour rund (Quicherat) oder, nach unserer Meinung wahrscheinlicher, viereckig (wie in S. Nazario e Celso in Ravenna, oder in Germigny des Prés) gewesen sein, — dass er von Lichtern durchbrochen war, scheint auch uns indizirt. Unsere oben begründete Hypothese, wonach die Martinsbasilika in Tours durch eine Reihe nicht mehr nachweisbarer Mittelstufen in der merovingischen Epoche hindurch auf das romanische Motiv des Chorungangs mit ausstrahlenden Kapellen hingeführt habe, ist durch die inzwischen angestellten Ausgrabungen zur Gewissheit erhoben¹⁾. Um so eher wird eine ähnlich vorbildliche Bedeutung dieser berühmtesten Kirche des alten Galliens auch für das Motiv der Vierungskuppel glaublich. Sonst ist das Ende des 5. Jahrhunderts die Zeit freilich nicht, in welcher man, wenigstens im Abendlande, kunstschnöpferische Gedanken suchen dürfte; auch wollen wir keineswegs dem Erbauer von S. Martin einen solchen zuschreiben; vielmehr wurde hier lediglich zufällig und unbewusst ein Keim ausgestreut, den erst eine viel spätere Zeit wahrhaft befruchtete. Indes können wir hier bestimmter, als hinsichtlich des Chormotives, auf Mittelglieder hinweisen. In den Baunachrichten aus der Merowingerzeit, so spärlich sie sind, findet wiederholt die Verbindung einer *turris* mit Basiliken Erwähnung und zwar in einer Weise, dass an isolirte Glockentürme nach italienischer Art nicht gedacht werden kann, sondern nur an eine ähnliche Anlage wie in S. Martin — *tour-lanterne* — wie Quicherat sie zu nennen vorschlug. So bei Gregor von Tours, *De Gloria martyrum* c. 65 (ap. Migne, t. 71, p. 764): in der Basilika des hl. Antolianus zu CLERMONT (vgl. die S. 270 vermuteten frühen Baubeziehungen zwischen Clermont und Tours) wird *super altare* eine *turris* errichtet, welche wegen der zu grossen Belastung

¹⁾ Vgl. Chevalier, *Les fouilles de S. Martin 1888* und Dehio in *Jahrbuch der k. preuss. Kunstsammlungen 1889*, Heft I.

der Pfeiler (offenbar der Vierung) einstürzt, durch Wunderhilfe des Heiligen den Altar unverletzt lassend. So ferner die Verse des Venantius Fortunatus I. III. carm. 5 über die a. 570 erbaute Kirche zu NANTES (trotz der entgegenstehenden Deutung von Unger, Bonner Jahrbücher, Bd. 29, S. 26). Weniger deutlich Greg. Tur. I. c. cap. 92. Den weiteren Verlauf dieser Reihe, manches Licht auf sie zurückwerfend, zeigt die Abteikirche zu CENTULA (Saint-Riquier) vom Ende saec. 8. Wir sind über sie doppelt unterrichtet: durch den Chronisten Hariulf und die Zeichnung in einem alten Manuskript (vgl. oben S. 174 und Taf. 43). Die Zeichnung ist von H. Graf als ein ziemlich modernes Phantasiegebilde bezeichnet, von Quicherat gleich uns als authentisch und wichtig anerkannt. In Uebereinstimmung mit den Angaben des Chronisten zeigt sie zwei Vierungskuppeln, entsprechend den zwei Querschiffen, von gleichartiger Behandlung: aus der Bedachung des auffallenderweise runden Tambours (vielleicht Ungenauigkeit der Zeichnung) erhebt sich eine turmartig hohe, dreifach abgestufte Laterne, vermutlich aus Holz konstruiert. Damit vergleiche man die von Viollet-le-Duc III, 344, Nr. 2 mit Berufung auf eine uns unzugängliche Quelle gegebene Nachricht über den 854—861 ausgeführten Erneuerungsbau der Abteikirche St. Bertin in der Picardie: »le clocher était terminé par une charpente contenant trois étages de cloches, sans compter la flèche.« Etwas Aehnliches glaubt Quicherat unter der *structura machinae* bei Greg. Tur. I. c. cap. 92, wie der *arx ascendens per arcus*, welche *aedis acumen habet*, bei Fortunatus verstehen zu sollen. In die eigentlich romanische Baukunst wollen wir das Motiv vorerst nicht weiter verfolgen. Woher es dort zuerst und in weitester Verbreitung gerade im westlichen Frankreich auftritt, ist nach dem Obigen klar. Im Gegensatz dazu ist in der italischen Kunst der entsprechenden Jahrhunderte nichts Aehnliches zu finden, weder in den Schriftquellen noch in den Monumenten¹⁾. Die analoge turmartige Ausbildung der östlichen Zentralkuppel im byzantinischen Stil muss, da sie nicht vor dem 10. Jahrhundert gefunden wird, ausser Vergleich bleiben.

Anfänge der Kirchtürme. (Weingärtner: System des christlichen Turmbaus 1860; Unger: Zur Geschichte der Kirchtürme, in den Bonner Jahrbüchern 1860; Otte: Glockenkunde, 2. A., 1884; G. B. de Rossi: Campana ... trovata presso Canino, im *Bulletino di archeologia cristiana* 1887; ferner die einschlägigen Abschnitte in den Werken von Schnaase, Kraus, Holtzinger, Essenwein, Rohault de Fleury u. s. w.) Die Aufnahme der Türme in den Kirchenbau ist das Werk der in

¹⁾ Das einzige Beispiel, das dafür anzuführen wäre, die Vierungskuppel in S. Agostino in Spoleto, können wir nicht mit Hübsch und de Rossi für altchristlich, sondern nur für mittelalterlich halten.

jeder anderen Hinsicht unproduktiven dunkeln Zwischenepoche vom Untergang des römischen Reichs bis auf Karl den Grossen. Alle näheren Umstände aber sind ungewiss. Die Mutmassungen über die Zeit des ersten Aufkommens schwanken um zwei bis drei Jahrhunderte. G. B. de Rossi will in zwei Darstellungen der Stadt Jerusalem aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts den Beweis erblicken, dass damals Türme schon ein gewohnter Zubehör der Basiliken waren. Die erste von ihnen befindet sich auf dem unter Sixtus III. (432—440) ausgeführten Mosaik des Triumphbogens von Sta. Maria Maggiore in Rom, die andere auf der ungefähr gleichzeitigen Thür von Sta. Sabina (abgebildet bei Garucci, *l'Arte cristiana*, tav. 213. 500). Zu überzeugen oder auch nur wahrscheinlich zu machen, dass die auf diesen abbreviirten, Entfernten nahe zusammenrückenden Stadtbildern sichtbar werdenden Türme als Kirchtürme gemeint seien, scheint uns unmöglich; wir glauben weit eher, in Betreff der ersten Darstellung sogar sicher, dass sie Festungstürme vorstellen sollen¹⁾. Diesen mindestens zweideutigen Zeugnissen²⁾ steht nun die doppelte Thatsache gegenüber, dass unter den erhaltenen Campanilen keiner mit einiger Probabilität dem 5., 6. oder selbst 7. Jahrhundert zugeschrieben werden kann, dann dass die Erwähnungen in Schriftquellen erst mit dem 8. Jahrhundert beginnen: für das fränkische Kloster Fontanella zu a. 734—38 (M. G. hist. SS. II. 284), für die Peterskirche in Rom zu a. 752—57 (de Rossi l. c. 86). Man wird ja über diesen Zeitpunkt um ein paar Menschenalter zurückgehen dürfen; mehr als so viel scheint uns, bis nicht neues Material beigebracht wird, bedenklich.

Die Campanilen entwickeln sich, wie bemerkt, nicht mit, sondern nach und neben den Basiliken; etwas, was als Vorform für sie gelten könnte, ist in der christlichen Architektur der ersten Jahrhunderte nicht zu finden. Ueberhaupt ist der Turmbau dem Formengeist der griechisch-römischen Kunst wenig verwandt; er spielt in ihr eine Rolle nur in der Profanarchitektur (als Festungsturm, Leuchtturm u. s. w.) und auch in dieser keine hervortretende. Dagegen sind der Bauphantasie des Orients Türme oder turmähnliche Hochbauten, und zwar gerade mit sakraler Bedeutung, von den ältesten Zeiten der Babylonier her vertraut bis herab auf die hellenistisch-römische Kunst der Grenzprovinzen³⁾, die Feuertürme der Sassaniden, die buddhistischen Stupas,

¹⁾ Die den altchristlichen Typus wiederholenden Stadtansichten im Trierer Codex Egberti (saec. 10) und dem Aachener Codex Ottos III. zeigen sehr deutlich nur Festungstürme.

²⁾ Ebensowenig können wir de Rossi zustimmen, wenn er die oben S. 562 besprochene turris der Basilika des H. Martin zu Tours im Gegensatz zu Quicherat für einen isolierten Campanile erklärt; wäre sie das, so hätten bei den jüngsten Ausgrabungen die Fundamente gefunden werden müssen.

³⁾ Vgl. de Vogt: *Syrie centrale* pl. 17. 26. 65. 66. 72—74. 120—129. 130—136.

die islamitischen Minarets. Das früheste für das Auftreten der letzteren bekannte Datum ist das Jahr 705; ein Zusammentreffen der Zeiten, das zu denken gibt. Ableitung der occidentalen Kirchtürme von den islamitischen Minarets oder dieser von jenen ist natürlich ausgeschlossen; aber auch an völlige Spontaneität beider Erscheinungen zu glauben, fällt schwer. Dagegen hätte die Voraussetzung einer vom alten Orient ausgegangenen und nun nach dem Erlöschen der griechisch-römischen Kulturvorherrschaft verstärkt reagirenden gemeinsamen Grundbewegung nichts wider sich. Gerade im 6.—8. Jahrhundert erreichte das lange vor dem Untergang des Imperiums schon erkennbar gewesene Vordringen orientalischer Kultur- und Kunstelemente in das Westreich seinen Höhepunkt. In diesem Sinne, als allgemeine Anregung gefasst, scheint uns der Ursprung der Kirchtürme aus dem Morgenland eine annehmbare Hypothese.

Im Einklang mit ihr steht die Gleichheit der sachlichen Bestimmung. Denn beide, die Minarets der Mohammedaner und die Campanilen der Christen, sind dazu da, dass von ihrer Höhe, sei es durch die menschliche Stimme, sei es durch die Stimme der Glocken, den Gläubigen die Stunde des Gebets verkündet wird. Alle anderweitigen Erklärungen der ursprünglichen Bestimmung (als Grabdenkmäler, oder Totenleuchten, oder Verteidigungswerke) halten wir für verfehlt. Schon die älteste Erwähnung der Kirchtürme gibt als Gewohnheit an, dass sie Glocken tragen: *Gesta abbatum Fontanellensium* 1. c. »*campanam in turricula collocandam, ut moris est ecclesiarum, ... praecepit*«. Der Einwand, dass die Glocken der ältesten Zeiten zu klein und leicht waren, um so aufwendige Bauten zu erklären, ist nicht stichhaltig. Dasselbe Missverhältnis, wenn es das sein soll, haftet auch den Minarets an. Beide aber, Glockentürme wie Minarets, sind ja nicht neu erfundene Baugebilde, sondern, wie wir glauben, aus älteren Vorbildern abgeleitete, und bei ihrer Einführung war auch nicht der besondere Zweck allein massgebend, vielmehr sicherlich ebenso sehr das Gefallen an ihrer architektonischen Erscheinung. Immer war es nur eine verhältnismässig kleine Zahl von Kirchen, die sich dieser Auszeichnung teilhaftig machten; die meisten begnügten sich mit einfacheren Vorrichtungen, hölzernen Gerüsten neben der Kirche oder Dachreitern. Die älteste bis jetzt nachgewiesene gegossene Glocke ist die kürzlich in Canino in der Landschaft von Viterbo gefundene, besprochen und abgebildet bei de Rossi 1. c., der sie dem 8. oder 9. Jahrhundert zuschreibt; demnächst eine in Cordova vom Jahre 925.

Uebrigens wollen wir zu bemerken nicht unterlassen, dass die turmartige Ueberhöhung von Nebenräumen der syrischen Kirchen des 5. und 6. Jahrhunderts doch etwas wesentliches anderes ist, als der altchristliche Campanile des Occidents.

Die isolirten Campanilen blieben die eigentliche Charaktergestalt der südländischen Kirchenarchitektur bis in die Renaissance. Im germanischen Norden sind sie bereits in der karolingisch-ottonischen Epoche im Verschwinden begriffen. Ihre Gestalt und Bestimmung ging so zu sagen durch Attraktion auf die bis dahin sehr unscheinbar gewesenen Treppentürmchen über, in denen wir somit die eigentliche Wurzel des romanisch-gotischen Turmbaus und die Erklärung der in demselben die Regel ausmachenden Zweizahl zu erblicken haben. — Bereits das Altertum pflegte die Treppen, deren kein grösseres Gebäude schon um der Beaufsichtigung und Instandsetzung des Daches willen, entbehren konnte, paarweise zu beiden Seiten des Haupteinganges anzzuordnen. Im Pantheon, im grossen Rundsaal der Caracallathermen (Taf. 1), in S. Lorenzo zu Mailand (Taf. 14) boten sich die Hohlräume innerhalb der grossen Mauermasse von selbst dazu dar. Bei Konstruktion mit flacher Decke und folglich geringerer Mächtigkeit der Mauern musste das Treppengehäuse aber schon nach aussen vorrücken; so in dem den Kern des Domes von Trier bildenden Römerbau (Taf. 12, Fig. 9), oder, durch Emporen veranlasst, in S. Vitale zu Ravenna (Taf. 4), im alten Dom zu Brescia, in der Pfalzkirche zu Aachen (Taf. 40). Die angezogenen Beispiele betreffen sämtlich Zentralbauten. An Basiliken sind Treppentürme nur in Syrien gefunden worden; die abendländischen mit ihrem offenen Dachstuhl und der Emporen ermangelnd, konnten ihrer leichter entbehren. Erst in der nordisch-frühromanischen Baukunst, in welcher Emporenanlagen (vgl. S. 191—197) bemerkenswerte Verbreitung fanden, trat ein fühlbares Bedürfnis ein. In CENTULA (Taf. 43) stehen die Treppentürme auf der Hauptachse des Gebäudes, je einer am östlichen und am westlichen Ende; sie führten, vermuten wir, in den Raum über den Vierungskuppeln, von wo aus die in der »machina« aufgehängten Glocken in Bewegung gesetzt wurden, ausserdem aber auch in die in den Kreuzarmen zu vermutenden Emporen. Klar ist diese Bestimmung in S. Michael in HILDESHEIM (Taf. 43) und wahrscheinlich auch für das westliche Querschiff des alten Doms zu Köln. Das Häufigste aber ist die Verbindung mit einer Empore im Westbau. Beispiele alter Anlage in sonst zum Teil stark überarbeiteten Kirchen: S. Pantaleon in Köln, S. Kastor in KOBLENZ, Münster zu ESSEN, Stiftskirche zu GERNRODE, diese noch vor a. 1000; aus der nächstfolgenden Zeit: Münster in BONN, Kapitolskirche in KÖLN, LIMBURG a. d. H., MÜNSTERMAIFELD. Ohne Verbindung mit Emporen, also wohl nur als Beförderungsweg für die Baumaterialien und später als Zugang zum Dach bezweckt: bei den Domen zu WORMS (westlich), zu MAINZ (östlich), zu MERSEBURG (östlich), alle drei aus der ersten Hälfte saec. II.

Eine eigentümliche Zwischenform zwischen der altchristlich-südlichen

und der romanisch-nordischen Anlage findet sich auf dem Bauriss von St. Gallen (Taf. 42). Es sind zwei Türme, die zwar nicht dem Hauptgebäude inkorporiert, aber auch nicht ganz isoliert sind, da sie mit dem Atrium in Verbindung stehen. Die Zweizahl ist offenbar unter dem Einfluss der Treppentürme gewählt, zugleich erinnert sie durch ihre Flankenstellung zum Haupteingange an die römische Form der Festungsthore. Wir werden diesem Typus späterhin bei den Bauten der Cluniacenser wieder begegnen.

Die Zusammenordnung von Zentral- und Treppentürmen war bereits der karolingischen Architektur bekannt, ja anscheinend einer ihrer Lieblingsgedanken. Nur von dreien der grossen Basiliken dieser Zeiten ahnen wir die äussere Gestalt, und alle drei weisen diesen Ge-



Der alte Dom von Köln (nach Essenwein).

danken auf. Erstens die oben besprochene Klosterkirche CENTULA (Taf. 43). Zweitens der im Laufe des 9. oder A. des 10. Jahrhunderts ausgeführte Erneuerungsbau von S. Martin in TOURS; nach den von Chevalier a. a. O. S. 169 beigebrachten Münzen besass er ausser dem Zentralthurm zwei bereits stattliche an den Giebelseiten des Querschiffs, welche Anordnung in den weiteren Umbauten des 11. und 12. Jahrhunderts (Taf. 212, Fig. 7) beibehalten ist. Drittens der a. 814 von Erzbischof Hildebold, dem vormaligen Kanzler Karls des Grossen, begonnene Dom von KÖLN; auf Grund einer Miniatur aus dem 11. Jahrhundert gibt Essenwein den beistehenden, in der Hauptsache durchaus wahrscheinlichen Restaurationsversuch; die breiten Türme an den Enden des westlichen Querschiffs erinnern an S. Martin, die »machinae« auf den Zentraltürmen und die Oculusfenster wie der ganze Grundriss an Centula; auch die bunte Wandinkrustation ist charakteristisch für die Epoche.

Eine kontinuierliche Fortentwicklung war diesem vieltürmigen System nicht vergönnt. Wir müssen vielmehr von nun ab die einzelnen Länder für sich betrachten.

DEUTSCHLAND.

Die im ersten und zweiten Kapitel dieses Buches der Planbildung des frühromanischen Kirchenbaus gewidmeten Untersuchungen zeigten darin bald nach dem Uebergang des Königtums vom sächsischen auf das salische Haus eine Wende eintreten. Im Hinblick darauf wird es geraten sein, auch für den vorliegenden Zweck die ottonische Epoche abgesondert zu betrachten. Freilich ist hier die Möglichkeit, vom äusseren Aufbau etwas Sichereres auszusagen, eine viel schmälere, als in Betreff des Grundplanes. Denn es sind fast immer nur einzelne Teile unberührt von der Thätigkeit jüngerer Zeiten geblieben. Ueber Bauten zweiten Ranges hinweggehend, wissen wir nur ein einziges Denkmal dieser Epoche zu nennen, dessen Ursprungsgestalt vollständig überliefert ist, die Michaelskirche in HILDESHEIM. Mit doppeltem Chor und doppeltem Transsept angelegt, besass sie zwei Vierungstürme und vier auf die Giebelseiten der Querschiffe verteilte Treppentürmchen (Taf. 43). Also wesentlich noch dieselbe Anlage, wie in dem zweihundert Jahre älteren Dom von Köln. Es ist nun die Frage, ob wir S. Michael in Hildesheim als ebenso typisch für die ottonische Periode, wie den Dom von Köln für die karolingische ansehen sollen. War sie, wie wir früher dargelegt haben, hinsichtlich des Grundrisses — wir ziehen immer nur Anlagen ersten Ranges in Vergleich — zweifellos zu bejahen, so werden wir ein Gleches vom äusseren Aufbau mit Recht vermuten dürfen; selbstverständlich indes nur als ideale Forderung; wie oft sie in Wirklichkeit erfüllt worden ist, bleibt dahingestellt. Anders ausgedrückt: das Bauideal der Ottonenzeit war noch dasselbe, wie das der karolingischen. Die Anlage eines zweifachen, öst- und westlichen Chores, hebt die Unterscheidung zwischen dem der profanen Aussenwelt zugewendeten Anfang und dem das Allerheiligste bergenden Schluss des Gebäudes auf, behandelt beide Enden desselben gleichwertig. Nur folgerichtig bleibt es, den Ausdruck dieses Gedankens nicht auf den Grundplan zu beschränken, sondern ihn gleichermassen in der vertikalen Entfaltung, in der Gruppierung der Türme zu Worte kommen zu lassen. Allein nicht nur dieser aus der Gesamtanlage entnommene Grund sprach dafür; man vergesse nicht, dass der westliche Chorbau noch eine selbständige Bedeutung für sich hatte, als Verehrungsstätte eines der Kirche wichtigen Heiligen oder Grabmal ihres Erbauers, mithin der Gedanke

einer kuppel- oder turmartigen Bekrönung schon durch die rituelle Verwandtschaft mit den Denkmals- und Grabbauten nahe gelegt war.

So wird es, trotz der Spärlichkeit unmittelbarer Denkmälerzeugnisse, kein zu kühner Satz sein: dass bei doppelchörigen Kirchen — und das will nichts anderes sagen, als bei allen grösseren — die Zweizahl der Zentraltürme die normale war. Andernfalls entbehrten sie der Türme überhaupt oder hatten höchstens Treppentürmchen von bescheidenem Effekt. Das erste war die Regel im Rheinlande und mindestens nichts Seltenes in Westfalen und Sachsen, das andere die Regel in Schwaben und Baiern.

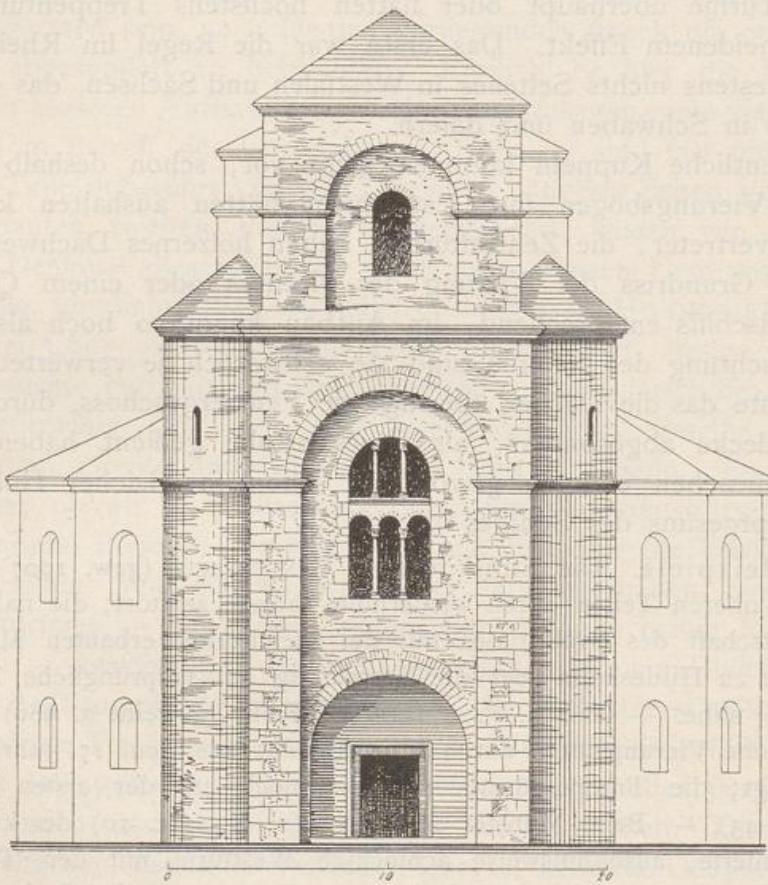
Eigentliche Kuppeln kommen nicht vor, schon deshalb nicht, weil die Vierungsbögen ihre Last nicht hätten aushalten können. Ihre Stellvertreter, die Zentraltürme, haben hölzernes Dachwerk und sind, im Grundriss der Vierung des Kreuzes oder einem Quadrat des Mittelschiffs entsprechend, im Aufbau kaum so hoch als breit. Zur Beleuchtung des Inneren sind sie schwerlich je verwertet, vielmehr dürfte das die Dächer überragende Fenstergeschoss, durch eine Zwischendecke abgesondert, als Glockenstube gedient haben. Die Treppentürmchen endeten gewöhnlich schon in gleicher Höhe mit dem Hauptgesims des Schiffes¹⁾.

Beispiele. Die Stiftskirche in GANDERSHEIM (gew. 1007) ist in ihren oberen Teilen durch wiederholte Brände zerstört; die nahe Verwandtschaft des Grundrisses mit der gleichzeitig erbauten Michaelskirche zu Hildesheim legt die Vermutung auf ursprüngliche Zentraltürme nahe. — Bei S. PANTALEON in Köln (geweiht a. 980) ist der westliche Vierungsturm durch eine Ansicht aus dem 17. Jahrhundert bezeugt; die Treppentürme im Kern noch aus der ersten Anlage (Taf. 43). — Beim Münster zu ESSEN (2. H. saec. 10) der kunstvoll disponierte, ausnahmsweise achteckige Westturm mit den Treppentürmchen verschmolzen (Taf. 213). — Frühromanische Gedanken in spätromanisch vergrösserter Wiederholung fortlebend, glauben wir in den reichen Turmgruppen der Dome von WORMS und MAINZ zu erkennen; einzelne Teile röhren noch thatsächlich aus der ersten Bauperiode (erstes Viertel saec. 11) her; in Worms der Unterbau der westlichen Treppentürme, in Mainz die östlichen, in ihrer Frontstellung zu dem (nach Erweiterung der Langschiffe rudimentär erscheinenden) Querschiffe an Hildesheim erinnernd und im Westbau von Laach wiederholt.

Die Hauptkirche des Klosters REICHENAU ist wie die bisher betrachteten doppelchörig, auch mit westlichem Transept versehen; doch

¹⁾ So ursprünglich beim Münster zu Essen, wie bei S. Michael in Hildesheim.

liegt hier der Zentraliturm nicht über der Vierung, sondern über der (behufs dessen viereckig ummauerten) Apsis, weshalb uns fraglich erscheint, ob ihm je ein Ostturm entsprochen hat. Von dem bedeutendsten frühromanischen Bau Baierns, S. Emmeram in REGENSBUEG, kann mit Zuversicht behauptet werden, dass er inkorporierter Türme entbehrte; der in Renaissanceformen ausgeführte isolierte Campanile ist vermutlich Ersatz für einen von Alters bestandenen. Sicher frühromanisch



Aachen. Westbau.

ist derjenige beim Obermünster in derselben Stadt; ebenso der auf Frauenchiemsee. Die freistehenden Türme in Wessobrunn und Hohenwart a. Paar waren Glocken- und Wehrtürme zugleich. Also auch von dieser Seite Bestätigung der früheren Wahrnehmung, dass die frühromanische Baukunst Baierns mehr mit der italienischen als mit der fränkisch-karolingischen in Fühlung steht.

Bei einfacherem Grundplan vereinfacht sich auch die Turmgruppe. Wir betrachten zunächst jene vorzüglich bei kleineren Stiftskirchen bis ins 12. Jahrhundert häufige Modifikation der doppelchörigen An-

lage, bei welcher die westliche Exedra zweigeschossig geteilt ist. Auf diesen Westbau fällt der Hauptaccent. Er erhält, den Giebel des Mittelschiffs verdeckend, ein drittes als Glockenstube dienendes Geschoss; die den Aufgang zu den Emporen enthaltenden Flankentürmchen werden entsprechend erhöht, der Ostbau dagegen bleibt turmlos. In seiner weiteren Entwicklung spaltet sich dieser Typus alternativ, — je nachdem die Treppengehäuse oder aber die mittlere Glockenstube als Hauptmotiv genommen und turmmässig frei über den anderen Teil hinausgeführt werden. Die erstere Anordnung ist die gewöhnliche in Niedersachsen, die zweite in Westfalen und am Niederrhein.

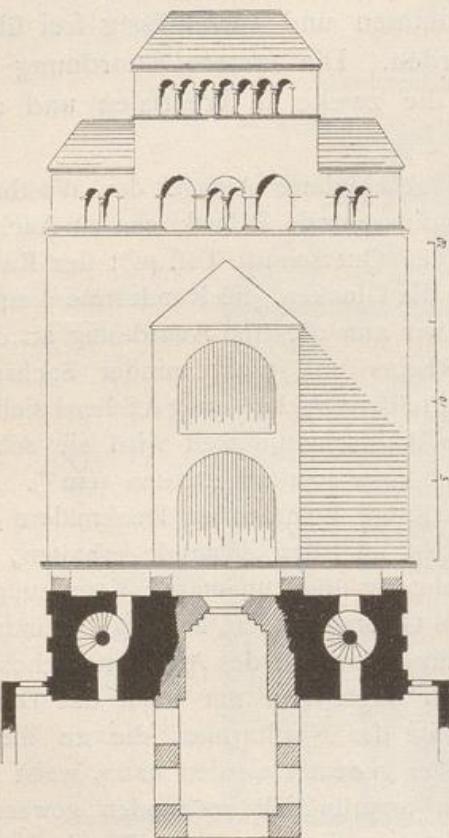
Das älteste Beispiel für die geschilderte Anlage des Westbaus gibt nicht eine Basilika, sondern die zentrale Palastkirche zu Aachen (vgl. mit der beistehenden Figur den Querschnitt Taf. 40); der Raum über der kaiserlichen Loge enthielt die Glocken, die Rundtürme dienten allein als Treppenbehälter. Wenn wir nun dieselbe Anordnung an den frühromanischen Basiliken des Rheins und nicht minder Sachsen typisch wiederfinden, so ist an unmittelbare Nachahmung Aachens sicherlich nicht zu denken; nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie schon für die karolingischen Basiliken häufig acceptiert gewesen sein¹⁾. An den ziemlich zahlreichen hier in Frage kommenden Denkmälern ist leider fast immer nur der Unterbau im alten Zustande erhalten, so dass in Betreff des oberen Abschlusses über ungefähre Vermutungen nicht weit hinauszukommen ist. In GERNRODE (Taf. 215, vgl. Grundriss Taf. 47) gehören die Türme bis zur Oberkante des Arkadengeschosses der ersten Bauzeit; wahrscheinlich folgte hier nur noch das Dach; eine Öffnung auf der inneren Seite des Nordturmes, die an dieser Stelle nur als Thür, nicht als Fenster gedeutet werden kann, weist auf eine über der Querempore schon ursprünglich vorhanden gewesene Glockenstube; kurz, wir haben uns eine dem Aachener Westbau sehr ähnliche Anlage zu denken. Von jüngeren Bauten vertritt diesen Typus wenig verändert die Marienkirche in MAGDEBURG. Für das 11. Jahrhundert scheint CORVEI ein besonders einflussreiches Muster gewesen zu sein; man erkennt es an der Stiftskirche von GANDERSHEIM und den Domen von HILDESHEIM und OSNABRÜCK wieder; die Türme haben quadratischen Grundriss angenommen und liegen mit dem den Westchor enthaltenden Mittelbau in gleicher Fluchlinie; zwischen ihnen das Glockenhaus; das ganze offenbar höchst massig und schwerfällig. Seine abschliessende Gestalt gewinnt der Typus im 12. Jahrhundert. Der mit einem nach Ost

¹⁾ Nicht ganz ausgeschlossen ist, dass die Rundtürmchen an S. Kastor in Koblenz Taf. 47 noch vom ersten Bau (E. saec. 9) herübergenommen sein könnten.

und West abfallenden Satteldach gedeckte Zwischenbau überragt die Firstlinie des Mittelschiffs um ein beträchtliches, für die freiliegende Endigung der Türme bleibt nur ein kurzes Stück übrig; der Unterbau bildet eine zusammenhängende, ungegliederte Fläche. Die höchste Veredelung, deren diese gar plumpe, von den Sachsen aber mit erstaunlicher Zähigkeit festgehaltene Anordnung fähig war, zeigen die Fassaden des Domes von BRAUNSCHWEIG, der Neuwerker Kirche in

GOSLAR (Taf. 215), der Klosterkirche von JERICHOW (Taf. 211), sämtlich schon gegen oder nach 1200. Vereinzelt findet sie auch ausserhalb Sachsens Nachahmung, z. B. in FRITZLAR und in Niederlothringen in MAESTRICH (Taf. 217).

Der niederrheinisch-westfälische Typus hat seinen ältesten Vertreter im Münster zu ESSEN (Taf. 213). Die Anlage einerseits mit Corvei, andererseits mit Aachen verwandt; besonders sinnreich und glücklich gedacht die Verwertung des oktogonalen Oberbaus für das Glockenhaus; der obere Abschluss der Treppentürme auf unserer Abbildung nach der ansprechenden Restauration von G. Humann. Unmittelbar ahmt das Aachener Vorbild die Kapitolskirche in KÖLN nach, insofern der Mittelbau im Grundriss (Taf. 14) über die Türme vorspringt; das in jüngerer Zeit erneuerte Obergeschoss war wohl immer vier-, nicht achtseitig. Aehnlich



Fassade am Dom von Hildesheim.

ist die Grundrisskombination und war also wohl auch der primitive Aufbau im Münster zu BONN (saec. 11) und in S. Martin zu MÜNSTER-MAIFELD (z. Hälfte saec. 10?). — Ueber die westfälischen Domkirchen drei Aufsätze von Nordhoff in den Bonner Jahrbüchern 1889—91. In PADERBORN hat der übrigens gotische Dom den 1009—1036 erbauten Westbau im Kerngemäuer bewahrt; das Turmdach von 1558 (Taf. 214); der untere 3 m dicke quadratische Mittelbau steigt zu einer sonst unerhörten Höhe empor, das Erdgeschoss wird ursprünglich als Chor gedient haben. Der wenig später (1062—71) entstandene Dom von MINDEN zeigt im Grundriss die nämliche Anlage, die aber im Aufbau etwa

100 Jahre nachher beträchtliche Veränderungen erfahren hat. Der im mittleren Abschnitt liegende Mauerbogen und die von dessen Anfängern ausgehenden lotrechten Fugen sind am wahrscheinlichsten auf einen ehemaligen Westchor mit Glockenhaus zu deuten, an dessen Stelle die jetzige Vorhalle trat; gleichzeitig wurde der Anbau in seine gegenwärtige Gestalt gebracht. Eine ähnliche Veränderung erkennt man am Dom von HILDESHEIM. Die im Jahre 1839 abgebrochene Fassade (vgl. die nebenstehende Figur) war der Mindener, wie sie jetzt ist, so ähnlich, dass sie notwendig als deren Vorbild betrachtet werden müsste, falls sie wirklich der Bauperiode unter Hezilo (beg. 1054) angehört. Diese Fassade war aber nur einer älteren im Schema von Corvei gehaltenen vorgeblendet; die zwei Türme sind davon im Grundriss noch erhalten, angeblich auch bestimmte Indizien für eine Westapsis und einen Vorhof. Vermutungsweise stellen wir in diese Reihe auch den Dom von MÜNSTER, dessen Westbau in den Grundmauern (Taf. 167) noch auf die Bauphase von 1071—90 zurückgehen könnte. Die Fassaden von Paderborn und Minden machen in ihrer wuchtigen Simplizität einen starken Eindruck; bei geringeren Abmessungen aber sinkt das System zu blosser Roheit und Unbeholfenheit herab, wie in WUNSTORF und FISCHBECK (Taf. 211) oder am Dom von HAVELBERG (Adler, Backsteinbauten).

Eine Reduktion des eben beschriebenen Typus ist der einfache Westturm. Er ist im entwickelten romanischen Stil des Niederrheins und Westfalens die bei weitem häufigste Erscheinung. Der Turm liegt mit den Stirnwänden der Seitenschiffe nicht in gleicher Fluchlinie, sondern springt in der Breite des Mittelschiffs vor. Die Herkunft aus dem Westchor klingt im Mangel einer Thür und in der inneren Empore nach; die Proportionen sind meist breit und niedrig; zuweilen sind die gesonderten Treppentürmchen beibehalten.

Für Westfalen vergleiche man die Grundrisse Taf. 167. Für den bäuerischen Charakter der westfälischen Kunst ist diese Genügsamkeit bezeichnend. Künstlerisch bedeutsamere Durchbildung fand das Motiv am Niederrhein. (Zuweilen tritt zu dem dominierend bleibenden westlichen Einzelturm ein kleines östliches Paar hinzu — wovon später.) Beispiele: S. Adalbert und S. Salvator in AACHEN, S. Jakob und S. Ursula in KÖLN, KLOSTERRAT, ALDENNEYK, GLADBACH, LINZ und mehrere belgische Kirchen — am grossartigsten die Abteikirche BRAUWEILER, die Apostelkirche in KÖLN (Taf. 211), beide mit niedrig flankierenden Treppentürmchen, und besonders S. Patroklus in SOEST (Taf. 214), ein spätromanisches, mehr rheinisch als westfälisch geartetes Werk: das Obergeschoss der Vorhalle diente als städtische Rüstkammer.

Alle bisher betrachteten Dispositionen stehen unter näherem oder entfernterem Einfluss der Sitte des Doppelchors. Wohl erkennt man die fortschreitend bevorzugende Heraushebung des Westbaus; bis zu konsequenter Charakteristik desselben als Stirnbau kam es in der obigen Entwicklungsreihe aber nicht. Ihr tritt eine andere gegenüber, deren Voraussetzung ist, dass das westliche Ende der Kirche, für den Altardienst nicht mehr in Anspruch genommen, ganz und rein wieder Eingangsseite geworden ist. Als solche hat sie zwischen der Welt und dem Heiligtum zu vermitteln, jene zum Eintritt in dieses einzuladen, dieses vor feindlichem Angriff jener zu schützen. Ausdruck der einen Verrichtung ist die nun wieder frei liegende, sei es mit einem stattlichen Portal oder sei es, noch bezeichnender, mit einer breiten Halle sich öffnende, obenwärts mit dem Giebeldreieck abschliessende Stirnwand des Mittelschiffs; Ausdruck der andern Verrichtung die zu beiden Seiten sich erhebenden Türme — eine spontane Erneuerung derselben Bauidee, welche die Pylonen der ägyptischen Tempel und die Fassaden der syrischen Kirchen des 6. Jahrhunderts geschaffen hatte. Diese neue Formel ist indes nicht in Deutschland entstanden. Sie kommt hierher aus Cluny. Für die Rhein- und Maingegenden wird sie durch das Kloster Limburg, für Schwaben und Bayern durch das Kloster Hirsau vermittelt. Einmal in die deutsche Baukunst eingetreten, entwickelt sie sich dann in dieser selbständig weiter.

LIMBURG A. D. HARDT, gestiftet durch Kaiser Konrad II. 1025, die drei Altäre der Krypta geweiht 1035, jetzt Ruine; sorgfältige Aufnahme und Restauration in der Monographie von W. Manchot, Mannheim 1892; danach unsere Abbildung Taf. 48 (nach Geier und Görz) in Einzelheiten richtig zu stellen. Der Westbau zerfiel analog den Schiffen in drei Abteilungen; die mittlere bildete im Erdgeschoss eine nach aussen in drei Bogenstellungen sich öffnende Halle; über ihr eine Empore (etwa als kaiserliche Loge dienend; rechts und links davon die viereckigen Türme, deren Erdgeschoss Vorhalle der Seitenschiffe war, so dass die Treppenaufgänge zur Empore in besondere kleine Rundtürme verlegt waren; in die mittlere Halle trat man jedoch nicht direkt ein, sondern durch ein Atrium von gleicher Breite (die auf Taf. 48 nach Geier und Görz angegebenen Seitenflügel irrig); es war zweifellos gedeckt, anscheinend mit einem Sparrendach, und in den Seitenmauern von Bogenstellungen nach der Art eines Kreuzganges durchbrochen. Für den oberen Abschluss der Fassade liegen keine Indizien vor, doch kann es sich zwischen den Türmen nur um einen Giebel gehandelt haben. Diese Anlage des Westbaus ist — soweit unser Wissen reicht,

zum erstenmal auf deutschem Boden — die genaue Erfüllung der in der Cluniacenserkongregation geltenden Bauvorschrift: *duae turres sint in ipsius fronte statuae et subter ipsas atrium*, und selbst die Eigentümlichkeit, dass mehrere Stufen zuerst ins Atrium, dann in die Vorhalle und noch einmal in das Schiff der Kirche hinabführen, teilt Limburg mit Cluny (s. unten). Diese Beeinflussung durch Cluny in einem offenbar liturgisch für bedeutsam gehaltenen Teil der Komposition würde sich allein schon durch die geographische Lage hinlänglich erklären; wir wissen aber ausserdem, dass der Abt Poppo von Stablo, dem der Kaiser die Leitung Limburgs in der Erbauungszeit übergeben hatte, ein energischer Anwalt der cluniacensischen Richtung war. (Die Einwendungen Manchots halten wir nicht für stichhaltig; vgl. unsere Recension im Repertorium f. Kunstw. XV.) — Ein zweites Kloster, das Poppo unterstellt war und gleichzeitig mit Limburg einen Neubau erhielt, ist ECHTERNACH; leider aber ist gerade der Westbau hier zerstört; dafür besteht noch die Tochterstiftung Echternachs am Niederrhein, SUSTERN, und hier finden sich in der That die Doppeltürme wieder¹⁾, in jener Gegend zum erstenmal (Taf. 215); ein zweites Beispiel die abgebrochene, aber in Zeichnung (Otte, Baukunst, S. 280) überlieferte Kirche SIEGBURG, ausserdem auch im Chor mit deutlich cluniacensischen Merkmalen.

Ein zweiter Faden führt nach Hessen. Der Bauherr von Limburg war auch Erneuerer von HERSFELD. Die nahe Verwandtschaft mit Limburg im inneren Aufbau der Schiffe ist augenfällig. Der erst nach Poppos Tode ausgeführte Westbau zeigt einen merkwürdigen Kompromiss des neuen Systems mit dem altgewohnten des Westchors. Derselbe ist nämlich in zwei Geschosse geteilt, von denen das zu ebener Erde viereckigen, das obere halbrunden Grundriss hat (Taf. 40 u. 55). Nur letzteres diente als Chor, das erstere dagegen bildete eine tiefe, nach der Tonne überwölbte, in einem weiten Bogen sich öffnende Vorhalle. Die Türme sind, ihrer späten Ausführungszeit gemäss, hoch und schlank, doch sicher gleichzeitig mit den Schiffen konzipiert.

Weniger sicher ist der vermutete Einfluss Poppos für den Dom von SPEIER (Bau Konrads II und Heinrichs III). Seine gegenwärtige Gestalt (Taf. 221) hat er im 12. Jahrhundert erhalten, unter dem Einfluss der Nachbardome von Mainz und Worms. Da wir wissen, dass noch der Bau Heinrichs IV. der Zentraltürme entbehrte, ist dieses um so sicherer für

¹⁾ Wir tragen hier nach, dass Fisenne, Baudenkmäler am Niederrhein, dem Ostbau von Sustern ausser den Nebenchören noch kleinere Nebenapsiden am Querschiff gibt (auf unserem nach Cuypers gezeichnetem Grundriss, Taf. 47, fehlen sie leider), so dass eine überraschende Ähnlichkeit mit den burgundischen Anlagen dieser Zeit (Taf. 121) besteht.

den Urbau anzunehmen. Es verbleiben für denselben als wahrscheinlich vier Ecktürme, ein Paar im Westen, ein zweites im Osten. Daselbe dürfte in Echternach der Fall gewesen sein, welches gleichzeitig und ebenfalls in Beziehung zu Poppo erbaut wurde; die Ausführung der Türme ist hier zwar gotisch, aber ihre Stellung im Grundriss altertümlich. Ferner findet sich diese bis dahin in Deutschland unbekannte Disposition an dem a. 1042 begonnenen, noch im 11. Jahrhundert zu Ende geführten Dom von WÜRZBURG, wo der Doppelteinfluss von Speier und Hersfeld klar zu Tage liegt. Endlich schliessen wir vermutungsweise noch den Dom von BAMBERG an, erbaut zu Ende des 11. Jahrhunderts durch Bischof Otto, dessen Anteil am Speierer Dom bekannt ist; die Erneuerung des 13. Jahrhunderts, durch welche er seine gegenwärtige Gestalt erhielt, hat anerkanntmassen den Grundriss, ja beträchtliche Teile des Hochbaus vom Werke Ottos beibehalten; nicht unwahrscheinlich also, dass auch die jetzt mit Würzburg und Speier (Fassung des 11. Jahrhunderts) übereinstimmende Stellung der Türme schon durch Ottos Bau gegeben war.

Bevor wir der Verbreitung der westlichen Fronttürme in Süddeutschland nachgehen, müssen wir festzustellen versuchen, was als einheimische Art dort vorher gegolten hatte. In frühromanischer Zeit, wie oben gezeigt, fand der Baugedanke der Turmgruppe nur schwachen Widerhall. Noch im 12. Jahrhundert sind isolierte Türme nichts seltenes und als deren Nachwirkung Einzeltürme, die zwar mit dem Körper der Kirche zusammenhängen, aber in unsymmetrischer Stellung zur Hauptachse (z. B. Taf. 231, Fig. 1). Die Inkorporierung der Türme scheint erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts allgemeiner geworden zu sein. Sie geschah nach einer allem bisher von uns kennen gelernten fremd gegenüberstehenden Idee. Die spezifisch süddeutsche Turmstellung ist nämlich die östliche: entweder ein Einzelturm über dem Ende des Mittelschiffs oder ein Turmpaar über den Enden der Seitenschiffe. Sie sind allein und von Anfang an als Glockenträger zu verstehen; steinerne Treppen sind nicht vorhanden; also werden die Glocken an einem ins Schiff hinabhängenden Strang geläutet sein. Man nehme hinzu, dass diese Kirchen des Querschiffes gewöhnlich entbehren oder dass dasselbe im Westen liegt, und man wird ermessen, wie sehr ihre Gesamterscheinung vom norddeutschen Typus abweicht; vgl. Taf. 211, Fig. 3.

Oestliche Einzeltürme, zum Teil direkt über dem platt schliessenden Chor, finden sich in Nordschwaben bis in späte Zeit: OBERSTENFELD, BRACKENHEIM, SCHWAIGERN, SIMMERSFELD, WEINSBERG (durch den Dompropst Benno, nachher Bischof von Osnabrück, nach Hildesheim verpflanzt: Kirche auf dem Moritzberge). Für die Zweizahl der Osttürme dürfte der Dom von AUGSBURG das älteste Beispiel (A. saec. 11) geben;

hier sind sie noch seitlings an die Niederschiffe angelehnt, ähnlich den gleichzeitigen Teilen des Domes von Mainz, wie in den wenig jüngeren des Domes von MERSEBURG (in Sachsen sonst durchaus fremd). Bereits über den Seitenschiffen, aus deren Schlussrand hervorwachsend, in der Unterzeller Kirche auf REICHENAU; sicher nicht karolingisch, wie Adler will, sondern jünger, wohl erst saec. II. Weitere Beispiele: MURRHART in Schwaben, ALTENSTADT an der schwäbisch-bairischen Grenze (Taf. 251), S. Jakob in REGensburg, der Dom von EICHSTÄTT, KASTEL in der Oberpfalz, S. Jakob in BAMBERG; in Unterfranken S. Jakob in WÜRZBURG, OBERZELL, MÜNCHSTEINACH, NEUSTADT a. M., AURO bei Kissingen. Ferner sind Osttürme am ganzen Lauf des Rheins (und auch in Nordfrankreich) bekannt, von der süddeutschen Anlage sich dadurch jedoch unterscheidend, dass sie nicht allein für sich, sondern immer als Teile einer mehrtürmigen Komposition auftreten. Ihre eigentümliche Stellung im elsässischen Cluniacenserkloster MURBACH (Taf. 228) nicht an, sondern über dem Querschiff geht direkt auf Cluny (die jüngere Kirche) zurück, vgl. Taf. 212.

Den entgegengesetzten Formgedanken spricht die Anlage von zwei Westtürmen aus. Sie ist im 12. Jahrhundert ebenso häufig, wie die oben beschriebenen, setzt aber später ein, erst mit dem Ende des 11. Jahrhunderts. Wie am Rhein ist sie auch hier eine Begleiterscheinung der cluniacensischen Klosterreform. Im Elsass, welches derselben zunächst offen lag, sind Beispiele aus dem 11. Jahrhundert nicht erhalten. Die typische Behandlung der elsässer Fassaden im 12. Jahrhundert — Westtürme mit zwischenliegender offener Vorhalle: MAURSMÜNSTER, ODILIENBERG, LAUTENBACH, SCHLETTSTADT — lässt aber keinen Zweifel über ihre Herkunft. Für Schwaben und Baiern übernahm die Mittlerrolle HIRSAU. Dieses wie kein anderes einflussreiche Kloster (vgl. S. 209—212) stellte durch seine zwei Kirchen zwei Fassungen für die Anordnung der Türme, eine knappere und eine vollere, auf. Die ältere und kleinere Aureliuskirche (Taf. 230) besitzt zwei Westtürme, aber ohne die offene Vorhalle Limburgs und der Elsässer Kirchen. Dagegen in S. Peter und Paul ist die Vorhalle nach dem Muster von Cluny zu einer förmlichen Vorderkirche¹⁾ ausgebildet, die sich in der vollen Breite des Schiffes zwischen diese und das Turmpaar einschiebt und woraus sich für das ganze eine ungewöhnlich gestreckte Form ergibt. Dies mag den Anlass gegeben haben, ein zweites östliches Turmpaar einzuschieben. Ob auch hierfür das burgundische Mutterkloster das Vorbild gegeben habe, ist eine unbeantwort-

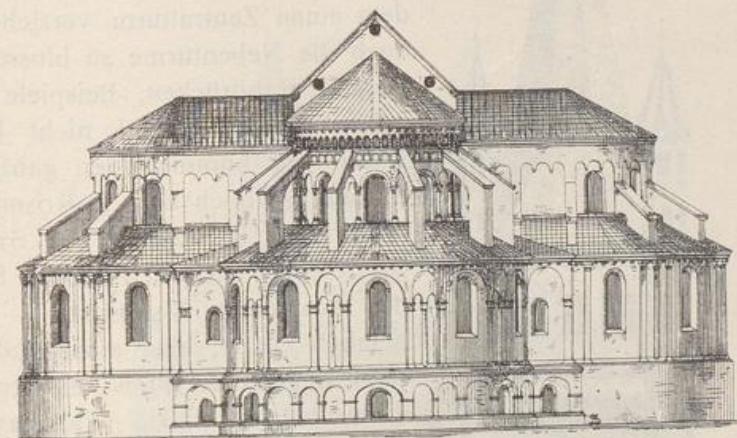
¹⁾ Nach Hager in Münch. Allg. Ztg. 1891, Beilage 297, ursprünglich (a. 1091) ein offener Vorhof mit dreibogiger, von zwei Türmen flankierter Vorhalle; erst im 12. Jahrhundert in basilikale Vorderkirche verwandelt.

bare Frage; näherliegend und ausreichend wäre die Erklärung aus dem heimischen Formenkreise, wobei allerdings insofern eine Veränderung eintritt, als die Türme nicht zu beiden Seiten des Chors, sondern in die westlichen Winkel des Querschiffs gestellt werden.

Ungeschmälert wurde der Typus von S. Peter und Paul zu Hirsau nur in den thüringisch-sächsischen Bauten der Schule wiedergegeben: in PAULINZELLE (Taf. 211), BÜRGELIN, LIEBFRAUEN in HALBERSTADT und (projektiert, aber nicht ausgeführt) in HAMERSLEBEN. Der genügsamere Sinn der Süddeutschen liess Vereinfachungen eintreten, sei es nun, dass man sich im Laufe des Baues erst zu ihnen verstand, wie in ELLWANGEN (Taf. 230), oder dass sie von Anfang an zum Plan gehörten. Dabei trat die Alternative ein, entweder auf die Westtürme sich zu beschränken (z. B. in HEIDENHEIM, AHNHAUSEN, PLANKSTETTEN in Franken, S. Michael in BAMBERG, BREITENAU in Hessen), oder allein die Osttürme beizubehalten (z. B. BIBURG, PRUFERING, REICHENBACH AM REGEN). — Ausserhalb der Kongregation, doch erkennbar unter ihrem Einfluss, zeigen sich Westtürme zuerst (1089) am Dom von KONSTANZ, als Werk Bischof Gebhards III., eines ehemaligen Hirsauer Mönches. In Ostschwaben gehören THIERHAUPTEN und STEINGADEN (Taf. 231) schon tief ins 12. Jahrhundert. Ebenso in Baiern und den Ostmarken nicht vor dieser Zeit; Beispiele: Dome zu FREISING und BRIXEN, Klosterkirchen Niedermünster in REGensburg, ALTÖTTING, BERCHTESGADEN, SEEON, SECKAU, S. PAUL IM LAVANT.

Die Summe der bisher geschilderten Bestrebungen zog der Uebergangsstil. Er verdient daher seinen hergebrachten Namen hinsichtlich des Aussenbaus am wenigsten. Denn von einem Verlangen, die überlieferten Grundlagen zu verlassen, oder gar von einer positiv gotischen Tendenz — welche soviel bedeutet wie Vereinfachung des Gruppenbaus — ist nichts zu spüren. Im Gegenteil, die früh gewonnene Freude an lebensvollem Rhythmus der Massen, an bewegter, abwechslungsreicher Silhouette bethätigt sich jetzt in der Schlussepoche des Romanismus bewusster und energischer denn je. Neue Motive treten nicht mehr auf. Das Bestreben ist, über die vorhandenen möglichst frei zu schalten, sie möglichst individuell abzuschattieren, sie zu möglichst reichen Akkorden zu mischen. Die provinziellen Schranken sind gefallen, wir sehen verschiedenartigstes örtlich nahe bei einander stehend, gleichartiges in weiten Entfernungen auftauchen. Wenn auf den früheren Stufen des Stils die innere Raumgestaltung das erste und bestimmende war, so wirkt jetzt häufig umgekehrt die erstrebte Aussenansicht auf den Grundplan ein. Die

langgestreckten Anlagen, in denen das 11. Jahrhundert sich ergangen hatte, finden keine Nachahmung, weil sie die Türme zu weit auseinanderhalten, vielmehr werden im Interesse geschlossener, stufenweise aufsteigender Komposition die Vorderschiffe verkürzt, das Kreuzschiff machtvolld erweitert. Im Zusammenhang damit gelangt die in der mittleren Zeit vernachlässigt gewesene Form der Kuppel und des Zentralturmes wieder zu hoher Gunst. Kurz, die karolingischen, zentrale und longitudinale Bauweise verschmelzenden Baugedanken erleben eine Wiedergeburt auf höherer Stufe.



S. Maria im Capitol in Köln, Ostbau.

Wir wenden den Blick zuerst auf die grossen mittelrheinischen Dome. Sie erfuhren zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts eine Erneuerung der Gewölbe, welche Gelegenheit man nicht unbenutzt vorübergehen liess, den Effekt des Aussenbaus nach dem Sinne der Zeit zu steigern. Der Dom von SPEIER war in seiner ersten Gestalt, wie man sich erinnert, ein ausgeprägter Langbau, wahrscheinlich mit je einem Turmpaar an beiden Enden. Heinrich IV. gab ihm eine östliche Vierungskuppel, die aber nach aussen wenig hervortrat; erst die dritte Bauepoche erhöhte sie auf zwei Geschosse und fügte die westliche Vierungskuppel über einem Querbau hinzu (Taf. 221). Um dieselbe Zeit erhielt der Dom von WORMS seine jetzige Gestalt (Taf. 227); die Gruppierung wirke nur bei beträchtlich verkürzter Perspektive ganz befriedigend. Die vollkommenste Lösung innerhalb dieses Typus ist in LAACH (Taf. 221) gefunden, wo das Langhaus eine relativ geringere Ausdehnung hat und die Kuppeldächer die Flankentürme überragen. Auch in MAINZ ging man von der gleichwertigen Ausbildung des Ost- und des Westbaus, die im Geiste der ersten Bauzeit (Anfang des 12. Jahrhunderts) gelegen hatte, später ab und stellte dem östlichen Zentraliturm (Taf. 218), so mächtig er war, einen noch mächtigeren im

Westen gegenüber (Taf. 219); die Flankentürme wurden dagegen zu untergeordneten Trabanten. Der letztere Fall wird nun ein häufiger: das Kuppelgehäuse tritt nicht mehr als breite und niedrige Masse zu

seinen schlanken Begleitern in derben Kontrast, sondern es wird ihnen angeähnelt, folglich turmartig hoch gebildet: so in BONN¹⁾, GELNHAUSEN, NEUWEILER, GEBWEILER u. a. Prägnanteste Gestalt nimmt der Gedanke in denjenigen Kirchen an, die auf alles Turmwerk ausser dem einen Zentraliturm verzichten, oder doch die Nebentürme zu blossen Andeutungen herabdrücken. Beispiele dieser bis dahin in Deutschland nicht bekannten Anordnung kommen den ganzen Rhein entlang zahlreich vor: in ROSHEIM, HOCH-ATZENHEIM, S. Stephan in STRASSBURG, OFFENBACH am Glan, SEEBACH, SAYN, SINZIG, HEIMERSHEIM, GERNSHHEIM — durchweg ziemlich kleine, aber anziehende Werke, unter denen den Preis feinsten Kompositionsgefühles Sinzig (Taf. 225) davonträgt. Auch das Münster auf dem MAYFELD ist hierher zu rechnen, da der Zentraliturm offenbar beabsichtigt war und erst vom gotischen Fortsetzer aufgegeben wurde.

Breiter entfaltet sich das zentralisierende Prinzip in der von der Kapitolskirche zu KÖLN ausgehenden Familie. Die Stammkirche selbst gibt die Idee noch verhüllt, indem der Hochbau nicht hält, was der Grundriss verspricht. Man erkennt darin den Geist des Jahrhunderts, in

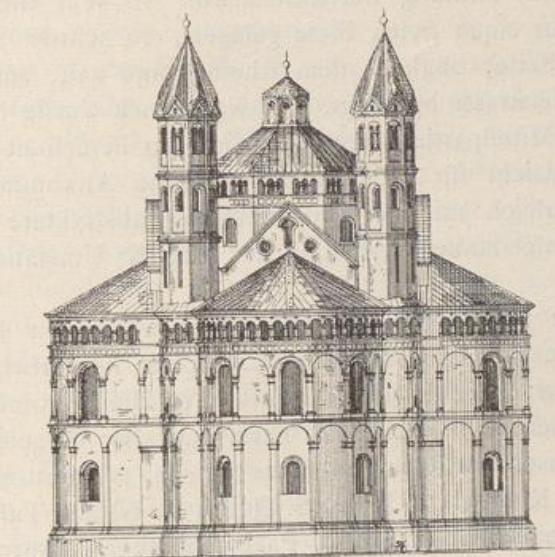


Gross-S.-Martin in Köln, Ostbau.

dem sie entstand; der im Jahr 1049 geweihte Erneuerungsbau wollte die überlieferte Zentralanlage zwar nicht ganz verdrängen, wohl aber sie thunlichst der basilikalen annähern; so führte er die Obermauern des Langschiffes über die Vierung weg bis zur östlichen Kirche. Um-

¹⁾ Der Helm, wie ihn Taf. 226 zeigt, ist nicht der ursprüngliche, dieser war beträchtlich, wohl um mehr als die Hälfte, niedriger.

gekehrt war den Nachahmungen aus der Zeit des Uebergangsstiles an dem ungewohnten Grundriss nichts wichtiger, als der in ihm enthaltene Anreiz zu prachtvoller Gruppenentfaltung im Sinne zentraler Aufgipfung. Den Anfang macht, bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts, die Kirche von SCHWARZRHEINDORF (S. 551), trotz ihrer kleinen Dimensionen nach dem Masse damaligen Könnens eine kühne Konstruktion. Ein höheres Ziel stecken sich die Kölner Kirchen S. APOSTELN und S. MARTIN. (Zum Vergleiche mit den perspektivischen Ansichten auf Taf. 223 fügen wir hier in kleinem Massstabe die geometrische hinzu.) Sie sind um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert, sicht-



S. Aposteln in Köln, Ostbau.

lich im Wetteifer miteinander, erbaut, bei gleichem Grundgedanken doch die Spitze der Lösung verschieden wendend. Beide waren Mutationsbauten mit der Vorschrift, Teile eines älteren Langhauses mit dem neuhinzukommenden Ostbau zu verschmelzen, und bei beiden war durch topographische Verhältnisse (umfängliche Klosteranlagen auf der einen, Bürgerhäuser auf der anderen Langseite) ein Gesamtüberblick ausgeschlossen. Konstruiert man denselben aus der Kavalierperspektive, so ist das zustandekommende Bild nichts weniger als harmonisch (Taf. 211, Fig. 2). Allein darauf brauchte es den Erbauern auch nicht anzukommen, sondern allein auf die Ostansicht, welche sie als eine für sich allein bestehende zentralbaumässig behandelten. — Wir betrachten zuerst die Apostelkirche. Sie darf insfern die vollkommenste der Kompositionen dieser Art heissen, als alle Abstufungen des äusseren Aufbaus durch den Grundriss genau motiviert sind. Den Kern bildet die Vierung mit den sich anschlies-

senden kurzen Kreuzarmen; treten die letzteren mit ihren Giebeln kräftig hervor, so ist jene durch einen breiten achteckigen Kuppelturm bezeichnet, dessen krönende Laterne die Bekanntschaft des Meisters mit byzantinischen Bauten — er möchte sie auf einer Fahrt ins Heilige Land gesehen haben — erweist. Das gleicharmige Kreuz des Mittelbaus nun wird von Anbauten umringt, in denen in mehrfacher Ordnung die Kreislinie herrscht. Besonders geistreich sind die schlanken Türme aus den Winkeln des Kreuzes entwickelt, »gleichsam wie durch den Druck der mächtigen Konchen hervorgetrieben«, und durch ihre Zweizahl die Strenge der zentralistischen Symmetrie (welche die Vierzahl gefordert hätte) anmutig durchbrechend. — War die Apostelkirche ostwärts gegen einen freien Platz gelegen, so wurde S. Martin auch nach dieser Seite, obgleich dem Rheinstrome nah, von dem Häusergewirr der Uferstrasse bedrängt. Der Nachdruck wurde deshalb auf die überragende Mittelpartie gelegt und diese so berechnet, dass sich die günstigste Ansicht für die auf dem Strome Ankommenden ergibt. Die im Vergleich mit der Apostelkirche abstraktere Durchführung des Pyramidalgedankens gewinnt aus diesen Umständen ihre volle Berechtigung.

Dass die altherkömmliche Form des westlichen Einzelturms in dieser Epoche besonders stattliche Exemplare hervorbringt, haben wir schon gesehen; speziell niederrheinisch ist die Verbindung mit einer westlichen Querhalle, welcher der Turm entweder vorgelegt wird (Brauweiler, S. Aposteln in Köln) oder aus welcher er herauswächst (S. Mauritius und S. Kunibert in Köln, S. Quirin in Neuss, Taf. 360); für ein leichtes Gegengewicht sorgt ein Paar schlanker Osttürmchen. Oder: es fällt auf die Osttürme ein stärkerer Accent, was in Verbindung mit der Apsis eine wohlgefügte Gruppe ergibt; doch bleiben sie nur ausnahmsweise allein (Boppard, S. Gereon in Köln, Taf. 222), häufiger tritt ein Mittelturm hinzu (Bonn, Knechtsteden) oder hält ein zweites Paar am westlichen Ende das Gegengewicht (Andernach, Coblenz, Arnstein, Taf. 224).

Rheinische Turmgruppierung dringt sodann, Hand in Hand mit der Kleeblattstellung der Apsiden, in die Niederlande vor. In fast übertrieben bewegtem Formenspiel an der Liebfrauenkirche in ROERMOND. Noch grossartiger aufgetürmt die Kathedrale von TOURNAY (Taf. 212); im Ostbau das ausgeweitete Motiv von S. Martin in Köln; wegen der grösseren Länge der Kreuzarme die vier Ecktürme vom Mittelturm abgerückt; dann noch zwei Fronttürme; die gleiche Höhe der sämtlichen sieben Spitzen in der perspektivischen Verschiebung glücklich aufgehoben. Den Einfluss dieses flandrischen Werkes auf mehrere der wichtigsten frühgotischen Bauten in Frankreich haben wir S. 487 nachgewiesen. Nachdem das Motiv der sieben Türme in der Kathedrale

von Laon seine höchste Verherrlichung erlebt hat, kehrt es von hier aus nach Deutschland zurück. Die Bedeutung von Laon für S. Georg in LIMBURG a. L. ist von früher her (S. 496) in Erinnerung. Die von dort mitgebrachten Anregungen sind mit genialer Freiheit reproduziert; wie trefflich passt die Verkleinerung der Querschiffstürme — sie waren in Laon wie in Tournay mit denen der Hauptfront von gleicher Höhe — zu dem enger zusammengenommenen Grundriss und wie unvergleichlich schön ist die Umrisslinie, sind die Masse des Aufbaues zu dem nicht sehr hohen, aber steilen Felsen ins Verhältnis gebracht, hart an dessen Rand die Kirche sich herrschend hingestellt hat. Es wird wenige Gebäude in der Welt geben, auf die mit so viel Recht Vasaris Ausdruck »non murato, ma veramente nato« Anwendung finden darf: Gleichsam als ob der Genius des Ortes selbst am Werke mitgearbeitet habe. Der feine Sinn für malerische Einordnung des Bauwerks in das gegebene Landschafts- oder Städtebild ist einer der besten Ruhmestitel des deutschen Uebergangsstiles, zumal des rheinischen; ein so vollendeter Zusammenklang von Kunst und Natur, wie in Limburg, ist nirgends wieder erreicht¹⁾. Mit schmerzlichem Bedauern erfüllt es uns, angesichts dessen, was die deutsche Kunst hier zu leisten vermocht hat, dass zwei andere hervorragende Werke derselben Zeit, die Dome von HALBERSTADT und von MAGDEBURG, nicht nach dem ersten Entwurf zu Ende geführt wurden. Der Dom von Halberstadt zeigt in der Fassade (dem einzigen noch romanischen Bauteil) so viel Anklänge an den von Laon, dass man sich der Vermutung nicht entschlagen kann, auch in der Gesamtdisposition wäre, gerade wie in Limburg, eine freie Bearbeitung dieses Vorbildes beabsichtigt gewesen. Mit Bestimmtheit nehmen wir dies für Magdeburg an. Die Art, wie hier der romanische Unterbau der Osttürme mit den Querschiffsfassaden verschmolzen ist, lässt keine andere Deutung zu, als dass jederseits noch ein zweiter Turm symmetrisch aufsteigen sollte; der ZentralTurm versteht sich dann beinahe von selbst, wie denn überdies eine Hin-deutung auf ihn schon durch die Verstärkung der inneren Pfeiler an dieser Stelle gegeben ist.

Gegenüber diesen im höchsten Schwung der romanischen Bauphantasie konzipierten Werken nimmt sich die Masse dessen, was sonst ostwärts von den Rheinlanden geschaffen wurde, bescheiden aus. Sicher die ausgezeichnetste Leistung, nicht hochgemut und kraftstrotzend, wie die rheinischen Bauten, dafür voll harmonischer Feinheit im Ganzen wie im reich geschmückten Einzelnen, ist der Dom von BAMBERG (Taf. 227); die Gruppierung der Türme geht nach unserer früher be-

¹⁾ Die von uns Taf. 224 mitgeteilte Zeichnung Tornows ist leider etwas abstrakt ausfallen; malerische Ansichten sind indes so verbreitet, dass wir auf Beigabe einer solchen füglich verzichten zu dürfen glaubten.

gründeten Vermutung auf das Ende des 11. Jahrhunderts zurück. Der NAUMBURGER Dom ahmt auch hierin den von Bamberg nach. In Süddeutschland überrascht der Dom von SALZBURG (im 16. Jahrhundert abgebrochen, aber aus Abbildungen bekannt, Jahrbuch der Central-Comm. 1857) durch fünf Türme.

FRANKREICH.

Die bei Betrachtung des Innenbaus gewonnene Ansicht, dass Frankreich in der romanischen Periode kein einheitliches Stilgebiet war, wird sich im nachfolgenden vollends bestätigen. Die karolingische Erbschaft, das Prinzip des gruppierenden Rhythmus der Massen, zeigt in den verschiedenen Provinzen sehr ungleiche Lebenskraft, um so stärkere, je mehr der Bevölkerung germanisches Blut zugemischt war, um so geringere, je weniger sie davon besass.

PROVENCE UND AQUITANIEN. Hier herrschten, wie man sich erinnert, einfache Säle und Hallenanlagen, beides gegen das in Rede stehende Prinzip sich spröde verhaltende Formen. Die ersten erscheinen auch nach aussen als einfache Rechtecke, ohne vertikale Gliederung, mit flach geneigten Dächern, bloss an der Chorseite etwas lebhafter bewegt. Bei den Hallenkirchen pflegt das Mittelschiff durch eine leichte Ueberhöhung hervorgehoben zu werden (Taf. 255, 252, Fig. 1). Die Kuppelkirchen geben entweder jeder einzelnen Kuppel ein besonderes, auf einem niedrigen Mauercylinder ruhendes Zeltdach (Taf. 212, Fig. 4; 251, Fig. 1. 3), oder sie fassen die ganze Reihe unter ein gemeinschaftliches Satteldach, wie bei den tonnengewölbten Sälen, zusammen. Ohnedies fehlten die praktischen Momente, die im Norden die Einverleibung von Türmen in die Kirche angezeigt sein liessen: es gab keine Emporen, die zu besteigen, in der Provence auch keine hölzernen Dächer, die zu beaufsichtigen gewesen wären. Immer war es, wenn man dennoch das Dach zugänglich machen wollte, bei der Mächtigkeit der Mauern ein leichtes, aus dieser eine Wendeltreppe auszusparen (Taf. 93, Fig. 2. 5. 9. 10. 11. 12, Taf. 100, Fig. 5. 6, Taf. 101, Fig. 1. 2. 9, Taf. 102, Fig. 6). Sollte die Treppe geräumiger sein, so trat ihr Gehäuse auch wohl ein wenig über die Mauerlinie vor, jedoch bezeichnender Weise ohne zu selbständiger Turmbildung zu führen (Taf. 117, Fig. 3. 5. 6. 7. 11). Eher hätten die Kirchen des Westens, die über den Gewölben noch hölzerne Dächer anordneten, Anlass dazu gehabt; allein die Ecktürmchen auf Taf. 249 und an zahlreichen ähnlichen Fassaden sind eigentlich nur

vergrösserte Strebepfeiler und ihre turmartige Bekrönung fällt wegen deren geringer Höhe nur für die Fassade, nicht für die Gesamtgliederung ins Gewicht. Zur Aufhängung der Glocken begnügten sich die kleineren Kirchen mit einem freistehenden gemauerten Glockenstuhl über dem Westgiebel; die grösseren hatten isolierte Kampanilen, oft von bedeutender Höhe, wovon aus dem 11. und selbst 12. Jahrhundert eine ziemliche Menge erhalten ist: z. B. bei der Kathedrale von Uzès (jetzt in den Komplex späterer Umbauten einbezogen), bei S. Trophime in Arles, bei der Kathedrale von Le Puy, S. Front in Périgueux, S. Léonard, Uzerches, Brantôme.

Auf die Dauer indessen können auch die Südprovinzen auf lebhaftere Bewegung des Aufbaus nicht ganz verzichten. Den Anknüpfungspunkt gibt die kuppelförmige Ueberhöhung der Vierung, beziehungsweise, bei querschifflosen Anlagen, der letzten Gewölbabteilung vor dem Altarhause. Anfangs über den First des Schiffs nur wenig vorragend, nimmt sie mit der Zeit, doch wohl kaum vor Ende des 11. Jahrhunderts, die bedeutsamen Formen an, in denen sie uns im entwickelten Stil entgegentritt und die einzige Anlageart bleibt, worin in diesen Gegenden der inkorporierte Turmbau durchdringt.

Für den Westen dürfte das Beispiel von S. MARTIN in Tours von Bedeutung gewesen sein (vgl. S. 561); im Osten sind die ältesten uns bekannten (um oder nach a. 1000) die an der Kathedrale von LE PUY, an S. MARTIN D'AINAY bei LYON und S. MARTIN DE LONDRES in der Provence. Abwechslung besteht nur in der Form und Zahl der Stockwerke. In der Provence blieb der achteckige Kuppelturm von mässiger Höhe die Regel. Beispiele: Notre-Dame in AVIGNON, Kathedrale von CAVAILLON, S. Honorat in ARLES, S. Marie au Lac in LE THOR (Taf. 257). In Aquitanien dagegen bei meist engerem Querschnitt des Mittelschiffs ein wirklicher mehrgeschossiger Turm; die Form dreifach variiert: 1) das erste Geschoss kubisch, das zweite cylindrisch, der Helm konisch — heimisch im Saintonge und Périgord mit Ausläufern ins Poitou; 2) das erste Geschoss kubisch, die folgenden achtseitig — in der Auvergne und im Limousin mit Ausläufern nach Toulouse und Poitou; 3) sämtliche Geschosse vierseitig, also dem nordischen Turmtypus sich nähernd — Poitou. Rechnet man dazu die in diesen Gegenden selbst bei kleinen Denkmälern häufige Anlage ausstrahlender Chorkapellen, so gewinnt man das Bild eines überaus mannigfaltig, aber immer klar sich ineinander schlingenden Doppelrhythmus der horizontalen und der vertikalen Bewegung — allerdings unter einseitiger Bevorzugung der östlichen Standpunkte. Zu reichstem

plastischen Ausdruck steigert sich das System in der Auvergne: gleichsam der künstlerische Wiederhall der edlen Naturformen dieses Berglandes, Taf. 253, 254. (Die westlichen Turmpaare einzelner auvergnatischer Kirchen sind jüngeren Ursprungs und verraten fremden Einfluss.)

Gebilde ganz anderer Art als die für die Südhälfte Frankreichs typischen Zentaltürme, für sich betrachtet wie in ihrer Beziehung zum Kirchengebäude im ganzen, sind die Frontaltürme. Sie sind von Haus aus Festungstürme, das charakteristische Attribut der grossen Abteien, die im kriegerischen Wirrsal der späteren Karolinger- und der Kapetingzeit sich in starke Burgen zu verwandeln genötigt fanden. Die älteste Form ist nicht wie in Deutschland die des Turmpaars, sondern die des Einzelturmes. Er hat den Verteidigern, wenn die Aussenwerke genommen sind, als letzter Stützpunkt zu dienen, den Eingang zur Kirche zu decken; er vereinigt in sich, was die Türme über den Stadtthoren und die Donjons der Feudalburgen sind. Das Erdgeschoss dient als Vorhalle für die Kirche, das zweite birgt den Schatz und das Archiv, das dritte enthält die fortifikatorischen Vorkehrungen. In späterer Zeit tritt wohl der kriegerische Zweck in die zweite Linie zurück, aber der einmal geschaffene Typus bleibt bestehen; er gefällt als trotziges Wahrzeichen der mit den weltlichen Baronen wetteifernden klösterlichen Macht. Durch gewaltige Massivität und kühne Höhe übertreffen diese Türme weitaus die ihrer Stellung nach analogen der deutsch-romanischen Baukunst; höchstens der eine von S. Patroklos in Soest kann sich mit ihnen vergleichen. Beispiele sind ziemlich zahlreich erhalten, aber leider durchweg an sonst verstümmelten oder veränderten Kirchen, so dass wir das, worauf es uns hier am meisten ankommt, das Verhältnis des Turmes zur Gesamtgruppe, nirgends mehr aus der Anschauung beurteilen können; ein recht harmonisches wird es kaum gewesen sein.

Beispiele: aus saec. 9. S. Germain des Prés in PARIS, Erdgeschoss; S. Martin in TOURS, der tour Charlemagne genannte Turm am Nordgiebel des Transepts, dem ein gleicher am südlichen entsprach; aus saec. 11 die Kirchen von POISSY und CRÉTEIL bei Paris, Ste. Radegonde in und S. Savin bei POITIERS; diese alle mit geschlossenen Seitenwänden. Mit dreiseitig offener Halle: S. Porchaire in POITIERS, LESTERPS a. d. Charente (Taf. 360), EBREUIL im Bourbonnais, SAINT-AIGNAN in der Touraine¹⁾.

¹⁾ Ausserdem kommen vollständige Festungskirchen vor, bei denen Brustwehren und Machicoulis ringsumgeführt sind: Saintes-Maries an der Rhonemündung (Taf. 258), S. Victor in Marseille, Abteikirchen von Simorre und Moissac; im

Das System der westlichen Doppeltürme erhielt seine typische Ausbildung in den Klöstern BURGUNDS, mit dem Mittelpunkte Cluny. Das Hauptaugenmerk war hier auf Geräumigkeit der Vorhalle gerichtet. Sie ganz mit einem Einzelturm zu überdecken, wäre indes eine Monstrosität, den Turm aus der Mittelachse zu verschieben, ein unerträglicher Verstoss gegen die Symmetrie gewesen; so kam man auf die Zweizahl der Türme und gab ihnen den Platz an der Vorderseite der Vorhalle in der Längsachse der Seitenschiffe.

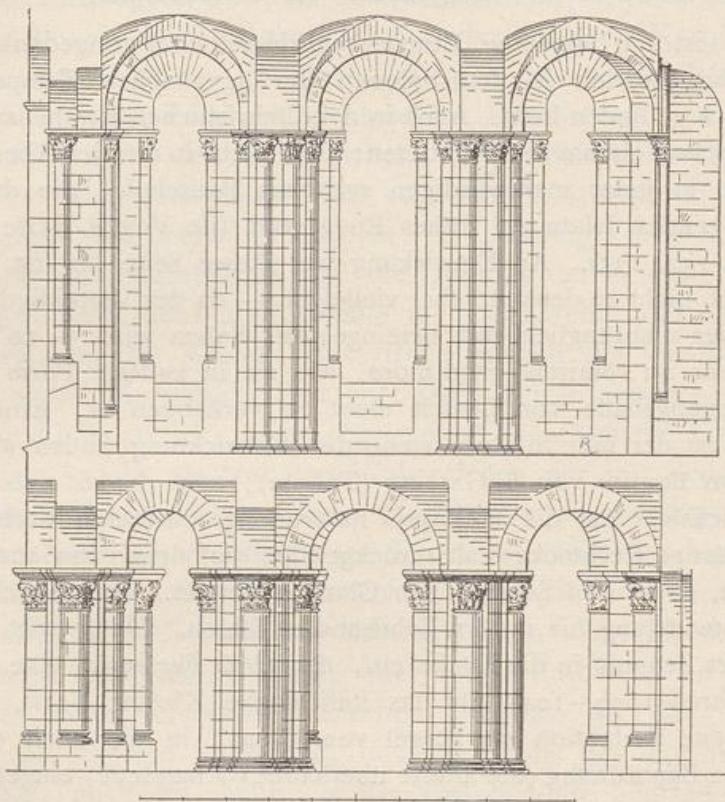
Es ist die spontane Erneuerung desselben Formgedankens, der vor Jahrtausenden in den Pylonen der ägyptischen Tempel seinen Ausdruck gefunden hatte. Auch in der altchristlichen Kirchenarchitektur war er schon einmal hervorgetreten; aber nicht in der des Abendlandes, sondern in jener merkwürdigen syrischen Bauschule, die durch den vordringenden Islam ein frühes Ende fand (de Vogüé, Syrie centrale, T. 124, 132, 135). An Einwirkung von dieser Seite her ist selbstverständlich nicht zu denken; eher vielleicht — da der Verteidigungszweck auch hier ursprünglich mit hereingespielt haben wird — an eine Reminiscenz an römische Stadtthore, wie sie in anderer Form z. B. an der Eingangshalle von Lorsch nicht zu erkennen ist. Einen ersten Ansatz zu der hier in Rede stehenden Entwicklung finden wir bereits auf dem Bauriss von S. GALLEN (Taf. 42); man denke sich den dort mit Rücksicht auf die Westapsis halbrund gezeichneten Vorhof in die regelmässige Rechteckgestalt zurückgeführt und denke ihn anstatt offen gedeckt, so ist das Schema von Cluny vollendet. Die Zwischenstufen der Entwicklung bis ins 11. Jahrhundert fehlen. Dafür tritt ein literarisches Zeugnis in die Lücke ein, der *Ordo Farfensis*, eine zwischen den Jahren 1039—1048 für das italienische Kloster Farfa niedergeschriebene Redaktion der Regel von Cluny, in die auch eine vollständige Bauordnung (die älteste überhaupt vorhandene) eingefügt ist¹⁾. Der uns angehende Satz lautet: »*Duae turre sint in ipsius fronte statutae et subter ipsas atrium, ubi laici stare debent, ut non impedian processionem*²⁾. Dieser Vorschrift gehorchten die Cluniacenserklöster

Westen La Souterraine; im Norden Nachklänge an der Fassade von S. Denis (Taf. 271). Einziges Beispiel im deutschen Baugebiet das befestigte Westwerk von Münstermaifeld (Abb. bei Bock, Rheinland); das Obergeschoss der Vorhalle von S. Patroklos in Soest enthielt die städtische Waffenkammer.

¹⁾ Wiederholt abgedruckt, u. a. bei Mabillon, Ann. O. S. B. IV, 206; ausführlich besprochen von J. Schlosser, Die abendländische Klosteranlage im frühen Mittelalter, Wien 1889.

²⁾ Nicht ein zweiter Raum hinter dem Atrium, wie Schlosser meint, sondern ein Synonymon für dieses ist die Galiläa, nach Messmer, C.-Comm. 1861, 104, so genannt mit Beziehung auf Matth. 28, 16 autem discipuli abierunt in Galiläam — das letzte Ereignis in der Passionsgeschichte und demgemäß die letzte Station der Processionen.

aller Länder, wodurch sie eines der wirkungsreichsten Fermente in der abendländischen Baubewegung wurde. Den Einfluss auf Deutschland haben wir bereits dargelegt. Die Ausführung liess mehrere Fassungen zu. Die knappste ist die, die wir im Elsass kennen lernten; die vollste die, welche die Vorhalle in eine förmliche Vorkirche und zwar mit zweigeschossigem Aufbau, verwandelt. Vom letzteren Fall das älteste erhaltene Beispiel gibt S. Philibert in TOURNUS, aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts (Taf. 118, 137); von den Türmen befindet sich der



S. Benoist-sur-Loire.

südliche noch in der ursprünglichen, wenig entwickelten Gestalt (Taf. 260, Fig. 1); man bemerke auch die Machicoulis des Zwischenbaues. Ferner noch aus dem 11. Jahrhundert ROMAINMOUTIER und (halb zerstört) SOUVIGNY, beide vier Traveen tief. Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts S. Madeleine zu VEZELAY (Taf. 149, 150); vom Ende desselben Jahrhunderts LA CHARITÉ SUR LOIRE (Ruine, die Grenze des Vorderschiffs wahrscheinlich auf der Linie C—D des Grundrisses Taf. 120). Endlich aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts CLUNY (Textfigur S. 400 und Taf. 212); viel älter als diese Vorhalle war, nach der auf Taf. 262 reproduzierten Zeichnung zu urteilen, die Fassade mit den zwei Türmen; selbst für die Bauepoche unter Hugo dem Grossen scheinen sie

im Massstab zu klein, in den Formen zu altägyptisch, so dass sie ganz wohl noch auf den Bau des Majolus zurückgehen könnten. — Die Anordnung eines offenen Vorhofes, zu dem Stufen hinabführen (Taf. 120), erregt deshalb Aufmerksamkeit, weil auch sie an Cluniacenserkirchen des Auslands (in Deutschland Limburg a. H. und Kastel in Franken) nachgeahmt worden ist. — Eine zweite Fassung repräsentiert PARAY-MONIAL; der Umbau des 12. Jahrhunderts hat die Vorhalle der älteren (viel schmäleren Kirche) stehen lassen, wenn auch vielleicht um eine Travee verkürzt; sie ist im Erdgeschoss nach drei Seiten offen (Taf. 120, 138) und hat zwei schlanke Türme über den vorderen Eckfeldern (Taf. 260). Dieselbe Disposition des Erdgeschosses, noch in der vollständigen Fassung mit drei mal drei Jochen, zeigt das in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erbaute Erdgeschoss des Westwerks von S. BENOIST-SUR-LOIRE, so dass wir auch hier Doppeltürme als ursprüngliche Absicht vermuten; wahrscheinlich war dieselbe aber zur Zeit des um einige Jahrzehnte jüngeren Obergeschosses schon aufgegeben; wie nunmehr der obere Abschluss sich gestalten sollte, bleibt rätselhaft. (Grundriss Taf. 120, Längenschnitt beistehend, Aussenansicht der unteren Halle Taf. 284; vollständig publiziert bei Gailhabaud, *L'architecture I*; sehr unwahrscheinlich die Restauration von Viollet-le-Duc III. 339.)

Eine neue Epoche in der burgundischen Architektur datiert von der Einführung des westfranzösischen Systems der ausstrahlenden Chorkapellen und des Zentralturms. Der Schule von Cluny (d. i. der jüngeren in dem S. 390 definierten Sinne) gehört der Ruhm, den reichen Schönheitsgehalt dieses Motivs zu letzter und herrlichster Entfaltung gebracht zu haben. Indem es mit dem traditionellen System der westlichen Doppeltürme in Verbindung tritt, wird die Einseitigkeit, die der einen wie der anderen Kompositionsart bis dahin angehaftet hatte, überwunden und damit Ostbau und Westbau ins Gleichgewicht gebracht; aber nicht ein absolutes Gleichgewicht, wie bei den deutschen vier- oder sechstürmigen, aus dem doppelchörigen Grundriss abgeleiteten Anlagen (Speier, Worms, Bamberg u. s. w.), sondern ein relatives, innerhalb dessen die Eingangs- und die Altarseite jede nach ihrer Besonderheit charakteristisch unterschieden wird: die eine durch ihre symbolischen Thorwächter, das hochragende westliche Turmpaar weithin sich ankündigend, die andere vom breiteren und reicher aus gegliederten Unterbau dem zentralen Gipfel des Einen Vierungsturms zustrebend. Unter den zahlreichen Kombinationen des romanischen Gruppenbaus ist diese die vollkommenste zu nennen, weil sie die bauliche und gottesdienstliche Idee der Basilika unter allen am treue-

sten wiedergibt. Sie blieb denn auch nicht auf Burgund beschränkt, sondern wurde im Spätromanismus Nordfrankreichs wie Deutschlands vielfältig nachgebildet.

Von den burgundischen Denkmälern ist leider kein einziges in Vollständigkeit erhalten. Die Kirchen von LA CHARITÉ und SOUVIGNY sind zur Hälfte Ruinen, die von BEAUNE ist in den Oberteilen gotisch umgebaut, die von PARAY nicht einheitlich zu Ende gebracht (die herrliche Ostansicht Taf. 263); in AUTUN blieben die Türme, in LANGRES die ganze Fassade unausgeführt. CLUNY endlich ist, wie man weiss, in der Revolutionszeit abgebrochen; nach den erhaltenen, unter sich nicht genau übereinstimmenden Abbildungen geben wir auf Taf. 212 einen Restaurationsversuch in isometrischer Projektion, von dem Richtigkeit im einzelnen natürlich nicht erwartet werden kann.

Wie der Chorgrundriss, so geht auch die sonst weit und breit beispiellose Anordnung je eines grossen Turmes über den Enden des ersten Querschiffs unseres Erachtens auf S. Martin in Tours zurück; dazu kommen noch zwei Treppentürme und, der Zweizahl der Querschiffe entsprechend, zwei Vierungstürme, so dass im ganzen acht Türme gezählt werden: — die höchste irgendwo erreichte Ziffer (von den für die Kathedrale von Chartres beabsichtigten neun Türmen sind nur zwei zur Ausführung gelangt). — Dass sogleich und in derselben Landschaft ein schroffer Rückschlag eintrat, indem der H. Bernhard für die Kirchen seines Ordens, des cisterciensischen, die völlige Turmlosigkeit proklamierte, sahen wir schon in einem früheren Kapitel.

Der baugeschichtliche Zusammenhang führt uns demnächst, mit einem geographischen Sprung, in die NORMANDIE. Sie bringt in ihrem entwickelten Stil den Turmbau zu energischerer Ausbildung, als irgend eine andere frankogallische Landschaft, und gibt ihm in der Gesamterscheinung ihrer Kirchen eine so wichtige Stelle, dass die Meinung nahe zu liegen schien, sie möchte einer althergebrachten Neigung damit folgen. In Wahrheit trifft das nur teilweise zu. Zahlreiche Ueberbleibsel aus dem 11. und selbst noch dem 10. Jahrhundert geben allerdings der Normandie den Anspruch ein vorzüglich turmreiches Land schon in dieser Zeit zu heissen; aber es sind nur Einzeltürme, die sich an beliebiger Stelle an die Seitenmauer des Langhauses anlehnen, oder auch ein bis zwei Meter von demselben entfernt stehen. Der wichtige Schritt der organischen Einverleibung in das Kirchengebäude wurde erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts gethan. Die von den damals begonnenen grossen Abteikirchen aufgestellte neue Formel, die von nun ab die typische wurde, ist diese:

zwei starke und hochstrebende, in ihrer Wirkung durch schlanke Spitzdächer noch gesteigerte Frontaltürme und ein dritter gleichfalls als viereckiger Hochturm durchgeföhrter über der Kreuzung. Wie man sieht: eine mit dem burgundischen wesentlich übereinstimmende Gruppierung. Und da es gewiss ist, dass die Denkmäler, an denen sie zuerst auftaucht, ihr Planschema nach dem Muster von Cluny (der älteren Kirche) ausgebildet haben (S. 272, 283), so kann auch über die Entstehung des normannischen Türmesystems kein Zweifel sein. Die Legende, nach der das für die abendländische Baukunst des hohen Mittelalters so bedeutend gewordene Motiv der westlichen Doppeltürme eine normannische Erfindung sein soll, ist hiermit erledigt; immer bleibt wahr, dass es bei den Normannen eine wichtige Entwicklungsstufe durchgemacht hat.

Beispiele: die Abteikirchen von JUMIÈGES, CÉRISY (die Westteile zerstört), St. Etienne und Sainte Trinité in CAEN; ihnen folgend die Kathedralen von BAVEUX und ROUEN; der ungeheure Nordwestturm der letzteren wäre, wenn bis zur Helmspitze vollendet, der höchste Turm des romanischen Stiles in Europa geworden. — Die mittleren kleineren Kirchen begnügen sich auch im 12. Jahrhundert mit einem einzigen Turm; doch ist derselbe jetzt regelmässig dem Gebäude eingegliedert, selten als Fassadenturm, in der Regel — und zwar auch bei querschifflosen Anlagen — in östlicher Stellung zwischen Langhaus und Chor. Eine Mittelstufe zwischen der Compositionsart der grossen und der kleinen Kirchen zeigt S. Georges de BOSCHERVILLE (Taf. 212, Fig. 3).

In ENGLAND erfährt der normannische Typus gerade hinsichtlich des Aussenbaus manche Umgestaltungen. Die Zahl der im Kernbau noch romanischen Kirchen — es sind vornehmlich Kathedralkirchen, während die Abteikirchen seit dem 16. Jahrhundert grossenteils der Zerstörung anheim gefallen sind — ist beträchtlich, doch gibt keine derselben ein reines Bild, da die gotische Epoche, wenn sie keine Neubauten vornehmen konnte, sich wenigstens in umfassender Ueberarbeitung gefiel. Zunächst fallen zwei von den festländischen Gewohnheiten abweichende Eigentümlichkeiten ins Auge: die ungemeine Längenausdehnung (Taf. 81—83), und die Lage nicht im Mittelpunkt der Städte, sondern an deren Peripherie, auf einem weitläufigen, von Mauern und Türmen eingeschlossenen Domfrieden. Das eine wie das andere ist eine Folge der von den normannischen Erüberern bei den Kathedralkirchen eingeföhrten Klosterverfassung, durch welche die Domgeistlichkeit auf eine ungewöhnlich hohe Kopf-

zahl gebracht wurde. Den Einfluss dieser durch politische Absichten bedingten Einrichtung auf den Grundplan haben wir S. 284 besprochen. Die räumliche Anordnung war in der Regel die, dass die vordere Hälfte der Kirche frei blieb, während zu beiden Seiten des langgestreckten Chores die Klostergebäude, meist mit einem ansehnlichen Kapitelhause und einer besonderen Priorswohnung, und der bischöfliche Palast ihre Stelle fanden; alles Baulichkeiten, die durch Grösse und Pracht die weltlichen Herrensitze weit übertrafen. In der Ringmauer des Domfriedens mehrere von Türmen überstiegene Thore (Beispiel St. Edmundsbury, Taf. 267). Was die unmittelbar zur Kirche gehörenden Türme betrifft, so war die grosse Dehnung des Grundrisses der Gruppenbildung wenig günstig. Um so mehr suchte man ein kräftiges vertikales Mittelmotiv zu gewinnen. In der That ist der Zentralitur — viereckig, in mehreren Stockwerken in die Höhe gebaut, mit plattem Dache und vielleicht schon in romanischer Zeit, wie später allgemein in gotischer, mit Zinnen bekränzt, alles in allem mehr einem ungeschlachten Festungsdonjon als einem Kirchturm nach festländischer Vorstellung ähnlich — die eigentliche Charaktergestalt der grossen englischen Kirchen¹⁾. Die Ecken der weit vorspringenden Kreuzarme und ebenso diejenigen der Westfassade wurden dagegen nur durch ganz kleine Türmchen bezeichnet (Taf. 268, 360). Von den erst am Schlusse der Epoche eintretenden Bestrebungen zur Gewinnung eines stattlicher wirkenden Westbaus sprechen wir im 3. Abschnitt.

Die REGION DER LOIRE und die mit ihr baugeschichtlich zusammenhängende KÖNIGSDOMÄNE haben so ausgeprägte Typen der Turmkomposition wie die bisher betrachteten Landschaften nicht hervorgebracht.

Die drei bedeutendsten Bauten des 11. Jahrhunderts waren die Abteikirchen S. Martin in TOURS, S. BENOIST unweit Orleans, S. Remy in REIMS. Die letztere scheint der Türme ganz entbeht zu haben (wie die alte Kathedrale von Beauvais), es wäre denn, dass an der Westfront ein Einzelturm stand (wie in S. Germain des Près), für die Kirche von TOURS dagegen bezeugen eine unter dem Boden der im 12. Jahrhundert umgebauten Kirche gefundene Medaille und eine aus derselben Zeit stammende schriftliche Aufzeichnung (Chevalier: Le

¹⁾ Welchen Wert man auf die Zentraltürme legte, geht auch daraus hervor, dass man um ihretwillen die Beeinträchtigung der inneren Raumwirkung nicht scheute, welche, schon an sich eng, durch den kolossalen Pfeilerunterbau noch weiter verengt wurde, wie die Grundrisse Taf. 81. 1 und 82. 2 erraten lassen.

fouilles de Saint-Martin, p. 109 f.) übereinstimmend, dass schon der Bau vom Anfang des 11. Jahrhunderts die fünf Türme besass, die in der späteren Gestalt wiederkehren (vgl. unsere Restaurationsskizze Taf. 112). Das eigentümlichste ist die Anordnung der zwei über den Enden des Querschiffs. Die seltenen Fälle der Wiederholung dieses Motives sind unbedenklich als direkte Nachahmungen der berühmten Wallfahrtskirche von Tours anzusprechen: so in Cluny, so in Angoulême (in unserer Zeichnung Taf. 112 der nicht zur Ausführung gelangte Südturm ergänzt; fraglich allerdings, ob eine so bedeutende Höhe für beide in der ersten Absicht lag). Die Türme von S. BENOIST waren, falls unsere oben S. 588 in Betreff der Westfront ausgesprochene Vermutung das richtige trifft, ebenfalls in der Fünfzahl beabsichtigt. Das östliche Paar schliesst sich enge an den Chor und bildet mit seinem nach innen geöffneten Unterbau ein Quasi-Transept: eine Zwischenform also zwischen dem Typus von S. Martin und dem nördlich der Loire sehr verbreiteten, der den Zentralthurm weglässt und die Chortürme, indem sie über dem letzten Joch der Seitenschiffe ihren Platz erhalten, näher zusammenrückt. Beispiele für das letztere: S. Germain in PARIS, MORIENVAL, VEZELAY (eingestürzt), S. Etienne in AUXERRE (eingestürzt), S. Etienne (Kathedrale) und Nôtre-Dame in CHÂLONS. Kleinere Kirchen begnügten sich mit einem einzelnen Chorturm, in unsymmetrischer Stellung, meist an der Südseite: Ste. Geneviève in PARIS, TRACY-LE-VAL, NESLE, RHUIS und viele andere. Die früher beliebten Einzeltürme in westlicher Frontstellung werden mit dem 12. Jahrhundert seltener, wohl weil sie die Ausbildung der Fassade störten. — Wenden wir uns nach der Touraine zurück, so finden wir leider viele der wichtigsten Bauten aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wie die Abteikirchen von PREUILLY, FONTGOMBAULT, DÉOLS, in Trümmern liegen; es wird angegeben, dass sie mehrere Türme besassen, leider nicht genau, wie viel und in welcher Stellung. Merkwürdigerweise wurden auch noch in dieser vorgerückten Zeit und bei reichen Abteien bloss isolierte Campanilen errichtet, die dann in Grösse und Schönheit Ersatz für die mangelnde Vielzahl suchten: so bei S. Aubin in ANGERS, in MARMOUTIER bei Tours, BEAULIEU bei Loches, S. Trinité in VENDÔME. Ein Unikum ist S. Ours in LOCHES, wie im inneren System (S. 348), so auch in der Außenansicht: zwei gleich hohe Türme über der westlichen Vorhalle und über der Vierung, zwischen ihnen die zwei achtseitigen Pyramiden, die dem Mittelschiff anstatt der Gewölbe dienen, nach aussen aber nicht anders wie Türme wirken: also vier Türme in einer Linie.

Der Kirchenbau der Königsdomäne kam in der Turmkomposition zu einem festen Prinzip erst kurz vor der Mitte des 12. Jahrhunderts. Nach dem Vorgange der Normandie und Burgunds konnte

es nur das der westlichen Zwillingstürme sein; ob auch, wie dort, Zentraltürme hinzutreten, lässt sich infolge Umbaus der einschlägigen Denkmäler nicht mehr erkennen. An deren Spitze stehen die Abteikirchen von S. DENIS (beg. 1140) und die Kathedrale von CHARTRES (beg. 1165); ein wohlerhaltenes Beispiel kleineren Massstabes gibt S. LEU D'ESSERENT (nur ein Turm ausgeführt); auch die Kathedralen von SENS (beg. 1140) und SENLIS (beg. 1155) gehören nach der Entstehungszeit ihres Bauplans hierher. Ebenso treten in der Champagne jetzt zuerst doppeltürmige Fassaden auf: Nôtre-Dame in CHÂLONS, S. Remy in REIMS. Und folgerichtig wäre die ganze Reihe der frühgotischen Bauten sogleich hier anzuschliessen, da sie in der Gruppierung des Äusseren nichts grundsätzlich neues bringen; ja, es ist ein im inneren Aufbau schon ganz gotisches Werk, die Kathedrale von LAON, worin der romanische Turmgedanke erst seinen höchsten Triumph erleben soll: — aus naheliegenden Gründen sparen wir jedoch die eingehende Be- trachtung dieser Denkmäler für das dritte Buch.

ITALIEN.

Italien hat sich die Gedankenwelt des romanischen Stiles nur langsam und immer unvollständig zu eigen gemacht. Der neue Stil wurde hier mehr als eine neue Dekorationsweise, denn als organische Umgestaltung des ganzen Gebäudes aufgefasst. Das Verhältnis zum Turmbau — um gleich auf den bezeichnendsten Punkt zu kommen — war nach der negativen Seite dasselbe wie in Südfrankreich und noch in gesteigertem Masse. Denn wo wir eingegliederten Türmen begegnen, da bedeuten sie eine fremdländische Einströmung, die nationale Anlage aber bleibt durchaus der isolierte Campanile.

Beispiele in grösserer Zahl beizubringen, wäre wegen ihrer Menge unthunlich und überflüssig, wir wollen nur an einige der wichtigsten erinnern: von Kathedralen an die zu SALERNO, TRANI, TOSCANELLA, PISA, LUCCA, MODENA, PARMA, PIACENZA, CREMONA; von Kloster- und Pfarrkirchen an S. MINIATO bei Florenz, S. Frediano in LUCCA, S. Ambrogio in MAILAND (der zweite Turm jünger), S. Zeno bei VERONA, S. Marco in VENEDIG. In welcher Himmelsrichtung und in welcher Entfernung von der Kirche der Turm zu stehen kommt, liegt im freien Ermessen. Die Entfernung kann, wofür S. Marco in Venedig ein allbekanntes Beispiel ist, beträchtlich sein; gewöhnlich aber hält sie sich in der Grenze weniger Meter oder verschwindet ganz, indem Turm- und Kirchenmauer sich berühren. Die Gruppe, die der Campanile mit den zunächst liegenden Teilen der Kirche eingeht, ist oft recht anziehend im frei malerischen Sinne; einen architektonischen Massstab kann man, weil die Einheit der Idee fehlt, an sie nicht anlegen.

Vierungskuppeln mit schwach überhöhtem achteckigem Tambour kommen zuerst in Unteritalien und Sizilien in allgemeineren Gebrauch; sie sind hier aber nicht aus einem freiwilligen organischen Triebe hervorgegangen, sondern aus der Verquickung der lateinischen Basilika mit dem byzantinischen Kuppelbau, vgl. o. S. 233—36 und Taf. 239. Der Dom von PISA, obgleich er ein stark zentralistisches Element aufnahm, war ursprünglich kuppellos gedacht; hinterher aber erweckte die mächtige Bewegung der Kreuzarme gegen den Mittelpunkt das Gefühl, dass hier etwas fehle, dass mit der auf den abstrakten Punkt reduzierten Durchschneidung der Dachfirste nicht genug gethan sei. Dies Gebrechen durch Hinzufügung einer Kuppel zu heilen, war ein sehr richtiger Gedanke, seine Ausführung ist aber, zum Teil notgedrungen, schwächer geraten. Im übrigen bleibt der Architektur Toskanas das Kuppelmotiv fremd. In der Lombardei kommt es zusammen mit dem Gewölbebau auf die Bahn, und wird ähnlich behandelt, wie in der burgundischen und rheinischen Architektur. Die Kathedrale von MODENA hatte in ihrer ersten, flachgedeckten Gestalt noch keine Kuppel, dagegen S. Ambrogio in MAILAND wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert (die jetzige zweigeschossige ca. 1200 erneuert).

Noch niedrig, aber in den Aufbau der Ostansicht trefflich hineinkomponiert die Kuppel von PARMA (Taf. 245). Die Reihe schliesst mit den hohen, nach innen lichtbringenden Prachtstücken von PIACENZA, VERCELLI, CARPI, CHIARAVALLE (Taf. 281).

Zwillingstürme an der Westfront sind nur in Sizilien heimisch geworden. Sie vorzüglich sind das normannische Element in dieser aus so vielen Ingredienzen zusammengemischten Architektur. Die Grundrissdisposition, über die Fluchtlinie der Seitenschiffe vortretend, erinnert aber mehr an den englischen Tochter- als den festländischen Mutterstil; zwischen den Türmen eine offene Vorhalle. Die Reihe eröffnet, gegen 1132, der Dom von CEFALU (Taf. 239); es folgen 1169 und 1174 die Dome von PALERMO und MONREALE (Taf. 168); in Palermo die Ausführung erst 14. Jahrhundert. In Unteritalien stehen ACERENZA und LUCERA schon unter französisch-frühgotischem Einfluss, während in SESSA die Türme zu blosen Glockenträgern zusammengezerrt sind. Weiter haben mehrere der grossen Kirchen Apuliens Doppeltürme, doch in sehr eigentümlicher Umbildung des Motivs. Ihr Platz ist nämlich im Osten; aber nicht, wie im gleichen Falle in der transalpinen Architektur, als unmittelbare Begleiter des Chors, sondern von diesem so weit abgerückt, dass ihr Unterbau die unmittelbare Fortsetzung der Stirnwand des Querschiffes bildet (Taf. 239. 3); die der Kunst des Nordens so willkommene Gelegenheit zu lebhafterer Gliederung von unten auf wird hier vielmehr als ein Uebel empfunden und darum an der Ostseite noch eine geradlinige Abschlussmauer ge-

zogen, die keinen anderen Zweck hat, als die Vorsprünge der Türme und der Apsis zu maskieren (Grundriss o. S. 236). Auf diese Weise erhält die Chorseite ein Ansehen, wie es sonst der Eingangsseite gegeben wird (Taf. 238. 3).

Oberitalien verhielt sich, trotz des in manchen anderen Dingen wahrzunehmenden künstlerischen Gedankenaustausches mit Burgund und den Rheinlanden, gegen die westlichen Doppeltürme überwiegend ablehnend. Die Fassade von S. Lorenzo in VERONA mit ihren runden Treppentürmen erinnert an sächsische Bauten der Ottonenzeit (die Annahme eines zwischen den Türmen und der Kirche gelegenen früher offenen Atriums ist irrig). Bei S. Jacopo in COMO (Taf. 66, 10) zeigt der Westbau ebenso wie der Chor reinsten Cluniacensertypus. Bei den Osttürmen von S. Abondio ebenda kann man zwischen burgundischer und süddeutscher Herkunft schwanken. An der breiten Fassade des Domes von NOVARA nehmen die Ecktürme nur eine untergeordnete Stellung ein.

2. Behandlung der Wandflächen.

Die ideelle Einheit des baulichen Kunstwerks kommt um so kräftiger zum Bewusstsein, je reicher die von ihr zusammengefasste Vielheit ist. So bedarf es nach der körperlichen Gliederung des Bauganzen noch der spezialisierenden Gliederung der dasselbe umschliessenden Flächen; es müssen darin die in den geometrischen und struktiven Verhältnissen des Kernbaus gleichsam noch schlummernden Formgedanken zu grösserer Fülle und Anschaulichkeit sich entfalten, in einem freien Spiele von Kunstsymbolen sich ausleben. Zwei Richtungen können dabei eingeschlagen werden: entweder werden die umschliessenden Wände als solche oder es wird der struktive Organismus den Einzelmotiven zu Grunde gelegt. Im ersten Fall entsteht eine flächenhaft-malerische, im zweiten eine plastisch-architektonische Dekoration. Fast immer wird beides miteinander verbunden sein, doch so, dass alternativ das eine oder das andere das Uebergewicht hat. — Wir betrachten zuerst die Flächendekoration.

Das ursprünglichste, einfachste, keinem Gebäude je fehlende Mittel der Aussendekoration ist das Material und der Mauerverband. Wie wichtige Voraussetzungen beide für die Struktur und durch diese für die Gesamtkomposition sind, bleibt hier ausser Erörterung; beide wirken aber auch unmittelbar durch die Erscheinung ihrer Oberfläche: das Material durch Textur und Farbe, der Verband durch das die ganze Fläche überspannende Liniennetz der Fugen.